

**Kirchliche Politik
von Zürich und Bern in der
Restaurationszeit
1813—1818**

Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
Christian Kind
von Chur

Angenommen auf Antrag
von Herrn Prof. Dr. Leonhard von Muralt

Zürich 1953
Buchdruckerei Dr. J. Weiss Affoltern a. A.



Inhalt

	Seite
Quellen	
Literatur	
Einleitung	1
Die konfessionellen Grundlagen	3
Die politischen Grundlagen	17
Das Verhalten in konfessionellen Angelegenheiten	33
Der Klosterartikel	35
Die Veltlinerfrage	39
Die Vereinigung des Jura mit dem Kanton Bern	46
Der Streit um die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen	58
Die Versuche zur Neueinrichtung der schweizerischen Bistümer	74
Der Plan eines schweizerischen Nationalbistums	74
Berns Bemühungen um ein eigenes Bistum	89
Der gemeinsame Bistumsplan von Bern und Luzern	107
Schluß	120

Quellen

a) gedruckte:

Eidgenössische Abschiede 1814/15—1818
Aarauer Zeitung
Augsburger Allgemeine Zeitung
Gazette de Lausanne

b) ungedruckte:

Staatsarchiv Zürich (StAZ)

Katholisches Kirchenwesen L 97 a
Abschied der außerordentlichen Tagsatzung, 15.—26. Nov. 1813
Protokolle des Staatsrates
Protokolle des Kleinen Rates
Missivenbücher

Staatsarchiv Luzern (StAL)

Kirchenwesen Nr. 1863
Schloßarchiv Meyer von Schauensee, Nr. 16 529—16 534
(Korrespondenz Usteri-Meyer von Schauensee 1813—1818)

Staatsarchiv Bern (StAB)

Diözesanakten Band 1
Leberbergische Aemter, Akten, Band 3
Leberbergische Aemter 1815
Manuale des Geheimen Rates und Akten
Manuale des Kleinen Rates
Instruktionenbuch Nr. 1

Bundesarchiv Bern (BA)

Abschriften aus dem vatikanischen Archiv
Rubrica 254, Nunziatura Svizzera 1815—18

Zentralbibliothek Zürich (ZB)

Familienarchiv Reinhard
Familienarchiv von Wyß VI
Handschriften (Msc) V 476—479 Korrespondenz Meyer von
Schauensee-Usteri
V 498—499 Korrespondenz Müller-Friedberg-
Usteri

Stadt- und Hochschulbibliothek Bern (StB)

Nachlaß von Mülinen Nr. 43 (Korrespondenzen und Akten)

Mss. Hist. Helv. X, 166 Tagebuch der bernischen Gesandtschaft an
der Tagsatzung von 1816

Staatsarchiv St. Gallen (StAStG)

Müller-Friedberg-Archiv

Kantonsbibliothek Trogen (KBT)

Nachlaß Zellweger

Privatbesitz in Bern

Nachlaß von Mülinen (Privatbriefe und Reden)

Nachlaß von Fischer

Privatbesitz in Chur

Aufzeichnungen und Abschriften von Prof. Dr. F. Pieth

aus den Berliner Archiven

Literatur

- Baumgartner Gallus Jakob, Geschichte des schweizerischen Freistaates und Kantons St. Gallen. 2 Bde. Zürich und Stuttgart 1868.
- Bloesch Emil, Geschichte der schweizerischen reformierten Kirchen 2 Bde. Bern 1898.
- Bonjour Edgar, Geschichte der schweizerischen Neutralität. Drei Jahrhunderte eidgenössischer Außenpolitik. Basel 1946.
- Comment Albert, Huber Hans, von Greyerz Hans, Gutachten über die Vereinigungsurkunde des Jura mit dem Kanton Bern (Bern 1948).
- Dierauer Johannes, Geschichte der Schweiz Bd. 5, 2. A. Gotha 1922.
- Müller-Friedberg 1775—1836.
- St. Gallische Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. St. Gallen 1884.
- Dommann Hans, Vinzenz Rüttimann und die luzernische Kirchenpolitik in der Mediations- und Restaurationszeit. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 16, Stans 1922.
- Durrer Robert, Die Unruhen in Nidwalden nach dem Sturze der Mediationsverfassung und der Uebergang Engelbergs an Obwalden. Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 28, Zürich 1903.
- Escher Heinrich, Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren. 2 Bde. Zürich 1866/67.
- Feller Richard, Der neue Geist in der Restauration. Zeitschrift für Schweizergeschichte 4, 1924.
- von Fischer Emanuel Friedrich, Erinnerungen an Niklaus Rudolf von Wattenwyl, Bern 1867.
- Rückblicke eines alten Berners. Bern 1868.
- von Fischer Karl Ludwig Friedrich, Lebensnachrichten über Emanuel Friedrich von Fischer, Schultheiß der Stadt und Republik Bern. Bern 1874.
- Fleiner Fritz, Staat und Bischofswahl im Bistum Basel. Leipzig 1897.
- Aargauische Kirchenpolitik in der Restaurationszeit. Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kt. Aargau für das Jahr 1896.
- Guggenbühl Gottfried, Bürgermeister Paul Usteri. Ein schweizerischer Staats-

- mann aus der Zeit der französischen Vorherrschaft und des Frühliberalismus. 1768—1831. 2 Bde. Aarau 1924.
- Guggisberg Kurt, Carl Ludwig von Haller. Die Schweiz im deutschen Geistesleben 87/88. Frauenfeld 1938.
- Haasbauer Adolphine, Die historischen Schriften Karl Ludwig von Hallers. Diss. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 35. Basel 1949.
- (von Haller Karl Ludwig,) Lettre de M. Charles Louis de Haller à sa famille pour lui déclarer son retour à l'église catholique. Genève 1821.
- Hatze Margrit, Die diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen England und der Schweiz im Zeitalter der Restauration. Diss. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 34. Basel 1949.
- His Eduard, Geschichte des neueren schweizerischen Staatsrechtes 3 Bde. Basel 1920/38.
- Hottinger Johann Jakob, Hans Conrad Escher von der Linth. Charakterbild eines Republikaners. Zürich 1852.
- Hunziker Annemarie, Der Landammann der Schweiz in der Mediationszeit. Diss. Zürich 1942.
- Koller August, Staatsrat Johann von Montenach als Gesandter der Schweiz am Wienerkongreß. Diss. Freiburg 1929.
- Kothing Martin, Die Bistumsverhandlungen der schweizerisch-konstanzer Diözesanstände von 1803—62. Schwyz 1863.
- Martin William, La Suisse et l'Europe 1813—14. Lausanne 1931.
- Histoire de la Suisse. Paris 1926.
- Meyer von Knonau Gerold, Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau 1769—1841. Frauenfeld 1883.
- von Muralt Conrad, Hans von Reinhard, Bürgermeister des eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz. Zürich 1838.
- von Mutach Abraham Friedrich, Revolutionsgeschichte der Republik Bern, herausgegeben von Hans Georg Wirz. Bern und Leipzig 1934.
- van Muyden Berthold, La Suisse sous le pacte de 1815. Essais historiques 1803—30 et 1830—38. Lausanne et Paris 1890/92.
- Nicolson Harold, The congress of Vienna. A study in allied unity 1812—1822. London 1946.
- Oechsli Wilhelm, Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1903/13.
- Der endgültige Verlust des Veltlins, Bormios und Chiavennas. Wissen und Leben 4, 1910/11.
- Pieth Friedrich, Die Mission Justus von Gruners in der Schweiz 1816—19. Diss. Chur 1899.

- Graubünden und der Verlust des Veltlins. 42. Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft Chur 1913.
- Reinhard Ewald, Karl Ludwig von Haller, der «Restaurator der Staatswissenschaften». Münsterer wirtschafts- und sozialgeschichtliche Abhandlungen 16. Münster i. W. 1933.
- Schwegler Theodor, Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. 2. A. Stans (1943).
- Schweizer Paul, Geschichte der schweizerischen Neutralität. Frauenfeld 1895.
- Seippel Paul, Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Bd. II. Bern und Lausanne 1900.
- von Tillier Anton, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte. 2 Bde. Zürich 1845/46.
- Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. 3 Bde. Bern 1848/50.
- Weidmann Franz, Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen... St. Gallen 1834.
- Wernle Paul, Der schweizerische Protestantismus im achtzehnten Jahrhundert. 3 Bde. Tübingen 1923/25.
- Der schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik. 2 Bde. Zürich und Leipzig 1938/42.
- (Wurstemberger Johann Ludwig), Lebensgeschichte des Schultheißen Niklaus Friedrich von Mülinen. Der schweizerische Geschichtsforscher 9. Bern 1837.
- von Wyß Friedrich, Leben der beiden zürcherischen Bürgermeister David von Wyß, Vater und Sohn. 2 Bde. Zürich 1884/86.



Digitized by the Internet Archive
in 2026

Vorwort

Die Anregung zur Ausführung der vorliegenden Arbeit stammt von Herrn Professor Hans von Greyerz in Bern, dem ich dafür zu bestem Dank verpflichtet bin. Mein Dank gehört im weitem vor allem Herrn Professor Leonhard von Muralt für die verständnisvolle Förderung meiner Studien, sowie allen denjenigen, die mir bei meinen Nachforschungen behilflich waren.

Einleitung

Den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit bildete die von gewissen Beobachtungen angeregte Absicht, zu untersuchen, inwiefern in den Jahren 1814—1818 Bern weniger als Zürich die reformierten Positionen gegenüber dem sich damals neu erhebenden römischen Katholizismus gewahrt habe. Mit dem Fortschreiten der Untersuchung ergab sich von selbst das Bedürfnis, die Probleme in einen gewissen Rahmen von Begriffen zu stellen. Dabei trat besonders das Problem der Beziehungen zwischen Konfessionsinteresse und politischem Interesse in den Vordergrund. Einerseits war das Einwirken konfessioneller Ueberlegungen auf die Politik der beiden Orte, andererseits die Beeinflussung von Maßnahmen auf kirchlichem Gebiet durch politische Interessen zu untersuchen. Auf den beiden eng zusammenhängenden Gebieten mußte die konfessionelle Haltung überprüft und verglichen werden. Dabei war zu erwarten, daß die Ergebnisse im zweitgenannten Gebiet weitaus reicher ausfallen würden. Der bekannte erhebliche Gegensatz zwischen Zürich und Bern in der politischen Sphäre schlug sich auch auf kirchlichem Gebiete nieder.

Die vorliegende Arbeit zeigt zuerst anhand von Ereignissen der eidgenössischen Politik der Jahre 1814—1816 die verschiedene Haltung Berns und Zürichs in konfessionellen Fragen und enthält anschließend eine Darstellung der verschiedenen Versuche zum Neuaufbau der deutschschweizerischen Bistümer in den Jahren 1813—1818 im Hinblick auf das Verhalten der Kantone Bern und Zürich.

Für die Darlegung des historischen Hintergrundes der zu behandelnden Vorgänge genügt ein einfaches Schema. Die Entwicklung des gegenseitigen Verhältnisses von Zürich und Bern seit der Reformation ließ den Gegensatz der beiden Städte voraussehen. Dieser ergab sich aus der Verschiedenheit ihrer Inter-

essen. Vor der Reformation standen Zürich und Bern als die mächtigsten Orte der Eidgenossenschaft einander als Rivalen gegenüber. Bern trieb weitgehend selbständig eine starke Ausdehnungspolitik; die Stadt existierte durch die Macht, die sie über ein weites Gebiet ausübte. Zürich, dessen Lebensinhalt Handel und Verkehr bildeten, hatte seine Kriegsmacht weniger stark ausgebaut und besaß eine wesentlich kleinere Landschaft. Es stützte sich dafür stärker auf den eidgenössischen Bundesverband, dessen Vorort es war. Auch der innere Aufbau war verschieden. In Zürich bildete die Bürgerschaft den souveränen Staatsverband durch die Herrschaft der Zunftverfassung, in Bern begann dagegen schon früh die Einschränkung der Regimentsfähigkeit zugunsten einzelner Familien. Die Rivalität zwischen Zürich und Bern wurde aufgehoben durch ihre gemeinsame Stellung als Städte gegenüber den Länderorten der Eidgenossenschaft. Noch 1481 hatte der Gegensatz zwischen Städten und Ländern einen bedeutenden Streitgegenstand gebildet und noch lange wirkte dieser bei allen Entscheidungen mit. Die Reformation schaffte neue Gesichtspunkte der Politik innerhalb der Eidgenossenschaft. Sie zog in dem Moment politische Folgen nach sich, als Zwingli sie auch auf die Gemeinen Herrschaften, die das Zürcher Gebiet umgaben, ausdehnen wollte. Von da an beherrschte der Gegensatz zwischen katholischen und reformierten Orten die Schweizer Geschichte für fast zwei Jahrhunderte. Das politische Interesse verband sich aufs engste mit dem konfessionellen, und die staatlichen Kräfte standen ganz im Dienste der konfessionellen Bestrebungen. Wenn Zwingli die Stellung Zürichs und Berns in der Eidgenossenschaft verbessern wollte, so war sein Beweggrund die Ausbreitung seiner Lehre. Das Glaubensbekenntnis bestimmte über die politische Zusammengehörigkeit: Zürich und Bern waren zu gemeinsamer Politik gezwungen, nachdem die reformierte Eidgenossenschaft den Katholiken im zweiten Kappelerkrieg unterlegen war. Die konfessionelle Bindung verhinderte die politische Konkurrenz zwischen den beiden Orten oder drängte sie wenigstens in den Hintergrund. Es traten zwar immer wieder Differenzen zwischen den beiden Regierungen auf, doch betrafen sie nur Fragen praktischer Natur, prin-

zipiell bildeten beide eine politische Einheit, die auch durch gemeinsame Verträge festgelegt war. Ebenso stark war die Bindung auf der Gegenseite. Der Kampf für die katholische Religion unterdrückte gegeneinander gerichtete Bestrebungen. Nachdem im zweiten Villmergerkrieg die Vorherrschaft der katholischen Orte gebrochen war, waren Zürich und Bern nicht mehr so stark aufeinander angewiesen wie bisher. Die kirchlichen Gegensätze verloren ihre Schärfe. Die allgemein eintretende Erstarrung der Verhältnisse in der Schweiz ließ aber die beiden Konfessionsparteien bestehen, obwohl ihr innerer Zusammenhang nicht mehr groß war. Erst der Zusammenbruch von 1798 und die nachfolgenden Ereignisse in der Schweiz ließen die alte Rivalität zwischen Zürich und Bern wieder aufleben. Der politische Gegensatz überwog nun die Kraft der konfessionellen Zusammengehörigkeit. Diese Erscheinung sucht die vorliegende Arbeit darzustellen.

Die konfessionellen Grundlagen

Die einsetzende Restauration, welche die vor der Revolution bestehenden Verhältnisse wieder herzustellen trachtete, war begleitet von einem starken religiösen Aufschwung, den die Erschütterungen der Revolutionskriege hervorgebracht hatten. In den reformierten Kirchen förderte dieser die verschiedenen Erneuerungsbewegungen, die schon im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgetreten waren, und wirkte eher zersplitternd als einigend. Das reformierte Staatskirchentum hatte zwar durch die Aufklärung eine neue Befestigung und theoretische Begründung erhalten, andererseits aber war die Kirche den gebildeten Kreisen fremd geworden. Die katholische Kirche dagegen schien schon vor der Revolution der Aufklärung unterlegen zu sein, und die Verfolgungen in Frankreich sowie die Gefangenschaft des Papstes ließen ihr Schicksal als besiegelt erscheinen. Nach dem Sturz Napoleons unternahm jedoch die Kurie unter Pius VII. gewaltige Anstrengungen, um von oben her ihren Machtapparat neu aufzubauen und zusammenzufassen. Ueberall suchte sie die kirchliche Organisation vom Staate ganz zu trennen und sie je-

dem Einfluß der Landesherren zu entziehen. Das neu erwachte religiöse Bedürfnis der Massen erleichterte auf katholischer Seite diese Erneuerung, und sie kam fast ganz der Kirche zugute, während die reformierten Kirchen für ihre Autorität nur wenig davon profitierten. Ebenso wie die Restauration auf staatlichem Gebiet Widerstand bei den unentwegten Anhängern der Revolutionsideen fand, spielten sich auch um die kirchliche Restauration tiefgehende Auseinandersetzungen ab. Entsprechend dem ganz Europa auf allen Lebensgebieten durchziehenden Gegensatz zwischen denjenigen Kräften, die die Errungenschaften der Aufklärung in gemäßigter Form überall festhalten und jenen, die alles auf den früheren Zustand zurückführen wollten, gab es auch innerhalb der Kirchen verschiedene Richtungen mehr orthodoxer oder mehr liberaler Natur.

Sehr stark trat dieser Gegensatz innerhalb der katholischen Kirche auf, vor allem in der Frage des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Die Orthodoxie erstrebte eine vollständige Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalten. Die aufklärerischen Lehren aber verlangten, daß die Kirche sich in den Dienst des Staates stelle. Diese Auseinandersetzung gab es in reformierten Kantonen nicht, sie bildete aber die Grundlage aller kirchlichen Streitigkeiten in jener Zeit. Im Bistum Konstanz hatte der Generalvikar Heinrich von Wessenberg umfangreiche Reformmaßnahmen in aufklärerischer Richtung vorgenommen und durch das Konkordat mit dem Kanton Luzern vom 19. Februar 1806 dessen Regierung wesentliche Aufsichtsbefugnisse über die Kirche überlassen. Durch ihn wurden freisinnige Geistliche in höhere Kirchenämter eingesetzt. Seine Maßnahmen riefen den größten Unwillen in Rom hervor; dieses konnte aber erst eingreifen, nachdem sich die Lage in Europa gewendet hatte. Von da an suchte die Kurie den Einfluß Wessenbergs zu beschränken und auszuschalten. Innerhalb der Schweiz ging der Widerstand gegen die Restaurationsbestrebungen Roms vor allem von der Regierung von Luzern, dann aber auch von den paritätischen neuen Kantonen aus. Diese waren nicht gewillt, ihre staatskirchlichen Grundsätze preiszugeben und das um so mehr, je mehr ihre Mitglieder an den aufklärerischen Ideen festhielten.

Alle liberalen Elemente, die ehemaligen Helvetiker der ganzen Schweiz, ob sie katholisch oder reformiert oder überhaupt nicht kirchlich gesinnt waren, unterstützten diesen Widerstand. Der gesamte Protestantismus, der der Stärkung des katholisch-kirchlichen Machtapparates mit Besorgnis für sein eigenes Schicksal zusah, schloß sich an. Mit seinen staatskirchlichen Ueberzeugungen diente er den bedrängte Regierungen als willkommener Rückhalt. Die Kurie führte alle Bestrebungen nach Aufsicht des Staates über die Kirche auf den protestantischen Einfluß zurück¹. Der Gegensatz zwischen Rom und dem Protestantismus war wieder so ausgeprägt, wie er es seit langem nicht mehr gewesen war. Die Auseinandersetzung spielte sich aber auf katholischem Gebiet ab, und Protestanten und liberale Katholiken betrachteten sich als Bundesgenossen. Die ideelle Verbindung zwischen orthodoxem Protestantismus und Katholizismus trat dabei ganz in den Hintergrund.

Uns interessiert vor allem die Haltung der protestantischen Regierungen von Bern und Zürich. Beide waren sich offiziell der Pflichten als Inhaber der bischöflichen Rechte ihrer Landeskirchen voll bewußt, bei der zürcherischen war dies jedoch stärker der Fall als bei der bernischen. In Zürich wurden die Tradition Zwinglis und das Bewußtsein, den Ausgangspunkt der Reformation in der Schweiz gebildet zu haben, als Staatsgrundsätze betrachtet. Daraus leiteten die Zürcher eine starke Verpflichtung zu treuem Festhalten an der ererbten Konfession und zur Verteidigung derselben ab. In Bern hatte man nie mit dem gleichen Eifer die Kirchlichkeit gepflegt. Unter den Berner Patriziern wirkte die französische Aufklärung stark und hinderte den Einfluß der kirchlichen Tradition. In Bern betrachtete man die konfessionellen Gegensätze als überholt, eine Bedrohung der protestantischen Religion durch den Katholizismus vermochte man nicht zu erkennen. Seit der Reformation hatte Bern wenig Berührung mehr mit dem Katholizismus im Gegensatz zu Zürich. Diese Stadt hatte von jeher ein Burgrecht mit den Aebten von Einsiedeln gehabt, jene besaßen in verschiedenen Gemeinden der

¹ Juni 1816 Testaferrata — Pius VII. Bericht über seine Nuntiatur.
BA Abschriften 1816.

Zürcher Landschaft Kollaturen, d. h. sie bestimmten die reformierten Pfarrer, besoldeten sie und zogen dafür die Zehnten ein². Umgekehrt besaß der Rat von Zürich Kollaturen in katholischen Gemeinden des Thurgau³. Seit 1803 gab es im zürcherischen Staatsverband zwei katholische Gemeinden, nämlich Rheinau und Dietikon. Früher stand auch das katholische Ramsen unter Zürichs Schutz, wobei die Stadt sich gegenüber den ursprünglichen Besitzern verpflichten mußte, die katholische Religion aufrechtzuerhalten⁴. Die Nachbarschaft katholischer Gebiete, die mit Zürich in enger Verbindung standen, machte die Zürcher mit deren Glauben und mit den besonderen Verhältnissen der katholischen Kirche bekannt und vertraut. Ludwig Meyer von Knonau schildert uns diesen Zustand eingehend⁵. Zürich hatte sich immer wieder mit dem Problem des Zusammenlebens der Konfessionen auseinandersetzen müssen. Länger als Bern zögerte es, den katholischen Gottesdienst in der Stadt zuzulassen. Dort hatte man diesen im Geiste der aufklärerischen Toleranz und im Vertrauen auf den sichern Bestand der Staatskirche schon 1804 gestattet, nachdem er auch zur Zeit der Helvetik für die Abgeordneten offiziell zugelassen worden war; Zürich folgte im Jahre 1807. Die Voraussetzungen für die Haltung der beiden Orte gegenüber dem Katholizismus waren also verschieden.

Für Zürich wie für Bern ergaben sich aus ihrer vorörtlichen Stellung Beziehungen zur Nuntiatur. Schultheiß von Wattenwyl in Bern zeigte sich als Landammann des Jahres 1804 dem Nuntius Testaferrata gegenüber sehr wohlwollend. Obwohl dieser nur bei den katholischen Orten akkreditiert war, lud er ihn zum Besuch der Tagsatzungsverhandlungen ein und nahm bereitwillig seine Denkschrift über die Wiederherstellung der Klöster entgegen. In Rom wurde diese Haltung eines bernischen Staatsmannes mit Wohlwollen vermerkt, und Wattenwyl erhielt ein freundliches Dankschreiben des Kardinalstaatssekretärs für die gute Aufnahme des Nuntius. In Zürich blieb man mehr zurückhaltend. Im Frühsommer 1816 verließ Testaferrata seinen Po-

² 21. 2. 1818 Belli — Consalvi. BA Abschr. 1818, fasc. 1.

³ StAZ, R 232, Pfrundsachen.

⁴ Fleiner, Bischofswahl S. 105, Anm. 1.

⁵ Meyer von Knonau, Lebenserinnerungen S. 261—67.

sten. Sein unmittelbarer Nachfolger war der bisherige Auditor Cherubini, der die Nuntiatur bis zum Herbst als Internuntius leitete. Dieser wurde durch Kardinal Consalvi bei der ganzen Eidgenossenschaft akkreditiert, ohne daß die reformierten Orte etwas eingewendet hätten. Consalvi hoffte, damit in der Schweiz mehr Einfluß gewinnen zu können. In Zürich leitete man aber im Gegenteil daraus die willkommene Berechtigung ab, den Nuntius nur als diplomatischen Vertreter ohne geistliche Befugnisse zu betrachten⁶. Cherubini und im Herbst darauf der neue Nuntius Zeno waren von dem prächtigen Empfang, den Zürich ihnen bereitete, sehr entzückt und glaubten voreilig aus den zum Empfang gehaltenen Begrüßungsreden eine günstige Stimmung für ihre Bestrebungen herauslesen zu können⁷.

Immerhin blieben sie sich des Gegensatzes bewußt. Immer wieder wurde in den regelmäßigen Berichten Zürich als der ärgste Feind des Katholizismus und als der stolzeste unter den protestantischen Kantonen hingestellt⁸. Dies bezog sich auf die Aufrechterhaltung der Tradition Zwinglis und die führende Stellung der zürcherischen unter den reformierten Kirchen der Ostschweiz. Im Gegensatz dazu wurde die Toleranz der bernischen Regierung gerühmt. Zürich wurde vorgeworfen, die Toleranz zu verkündigen, aber nicht auszuüben⁹. Dem Protestantismus Zürichs und Berns wurde der Charakter einer Religion überhaupt abgesprochen, die Reformierten wurden als im „reinsten Indifferentismus“ verharrend geschildert.

Der Vorwurf bezog sich auf die Regierungen, und nur dort konnte seine Berechtigung angenommen werden. Das Zürcher wie das Berner Landvolk ruhte noch fest in dem alt hergebrachten Protestantismus. Auf dessen Grundlagen zeigten die verschiedenen Erweckungsbewegungen an manchen Orten Erfolge, das Gegenteil davon, die mehr oder weniger starke Abwendung von der Kirche überhaupt gab es nur in den höheren Schichten der Stadtbevölkerung. Ebenso waren auch in den katholischen

⁶ 1. 5. 1816 Meyer von Schauensee — Usteri ZB, V 474.

⁷ 8. 5. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816, fasc. 3.

16. 11. 1816 Zeno — Consalvi BA 1816, fasc. 2.

⁸ 8. 6. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816, fasc. 1.

⁹ Juni 1816 Testaferata — Pius VII. BA 1816.

Kantone die Bewohner der Landschaften streng katholisch und jederzeit den kirchlichen Obrigkeiten ganz ergeben¹⁰. Auch hier ging der Widerstand gegen die Hierarchie und den strengen Katholizismus von der Stadt aus. Im Volksempfinden bestand die Grenze zwischen den Konfessionen noch sehr deutlich.

Im Gegensatz dazu bedingte der Unterschied der Konfessionen, wie wir sahen, nicht mehr an sich einen politischen Gegensatz der Regierungen. Die kirchenpolitischen bildeten nur noch ein Nebengebiet der staatspolitischen Ueberlegungen. Die evangelischen Regierungen befaßten sich im allgemeinen selten mit religiösen Angelegenheiten im Innern. Die Kirche übte geringen Einfluß auf die Entscheidungen der Regierung, diese betrachtete jene fast als einen Zweig der Verwaltung. Besonders stark finden wir eine solche Auffassung in Bern. Die Religion wurde nicht nur als das Mittel zur Hebung der Sittlichkeit angesehen, sondern sie sollte auch „die heiligen Grundsätze des Rechts gegen die freiheitlichen Theorien der Aufklärung verteidigen helfen“¹¹. Durch die enge Bindung zwischen Staat und Kirche, die in der Reformation den Staat in den Dienst der Kirche gestellt hatte, war nun die vollständige Umkehrung dieses Verhältnisses ermöglicht worden. Der Staat nahm die Dienste der Kirche für sich in Anspruch. Der dabei auftretende Widerspruch ist interessant, denn diese Forderung nach Hilfe gegen die Theorie der Aufklärung wurde gerade auf Grund eines ganz aufklärerischen Gedankens vorgebracht.

In Zürich wurde derselbe Anspruch weniger kraß erhoben, doch fühlte man auch hier Dankbarkeit für den Nutzen, den die Reformation der Stadt Zürich gebracht habe¹². Die Zürcher fühlten noch das Bedürfnis, ihre protestantische Einstellung nach außen zu manifestieren, Bern brachte dafür keine Begeisterung mehr auf. Auf den 1. Januar 1819 ordnete die Zürcher Regierung große Feierlichkeiten zur Erinnerung an die Reformation Zwinglis an. Die Feier wurde als Besinnung durchgeführt und bestand aus Gottesdiensten und belehrenden Ansprachen. Der Zürcher

¹⁰ 14. 3. 1816 Abt Pankraz — Consalvi BA 1818.

¹¹ 22. 1. 1818 StAB, Manual des Geheimen Rates 7, 340 f.

¹² 14. 6. 1816 Rede von Wyß' im Großen Rat ZB, Familienarchiv von Wyß VI, 150.

Rat suchte das Fest bewußt zu einer Demonstration zu gestalten und hätte es gerne mit der ganzen reformierten Schweiz gemeinsam durchgeführt, er fand aber keine Unterstützung. Bern begründete seine Ablehnung damit, daß eine gemeinsame Feier des Reformationsfestes in religiöser Beziehung keinen Vorteil, in politischer aber im Hinblick auf den eidgenössischen Staatsverband eher Nachteile schaffen werde. Zürich gab sich mit dieser Absage geschlagen und führte die Feier nun allein durch¹³. Die Regierung lud dafür den preußischen Gesandten zum Feste ein, und dieser übermittelte die Glückwünsche seines Königs. Damit verschaffte sich die Zürcher Regierung eine andere Anlehnung. Das Reformationsfest war zu einem gewissen Teil das Ergebnis einer Reaktion auf die kirchlichen Vorgänge in der Schweiz und dadurch zeitbedingt. Dennoch dürfen wir es als ein bedeutendes Anzeichen der in der Zürcher Regierung herrschenden Kirchlichkeit auch für die vorhergehende Periode betrachten. Solche Anzeichen in Bern zu finden, fällt dagegen schwer.

Um dem Problem der Kirchlichkeit der Regierungen noch etwas näher zu kommen, betrachten wir die Haltung einzelner Staatsmänner gegenüber den konfessionellen Problemen, soweit sie sich aus den verfügbaren Quellen erkennen läßt. Beginnen wir bei Zürich, so finden wir zwei verschiedene Motive einer prinzipiellen Gegnerschaft zum römischen Katholizismus in zwei Männern verkörpert; Bürgermeister David von Wyß vertritt den überzeugten Protestantismus und Staatsrat Paul Usteri den politischen Liberalismus. Die dritte Persönlichkeit, die wir in Zürich wählen, Bürgermeister Hans von Reinhard war ebenfalls ein entschiedener Gegner des Katholizismus, doch liegen bei ihm die Gründe nicht so klar am Tage. Es konnte sich in dieser Arbeit nicht darum handeln, die geistige Einstellung dieser Männer klar und durchdringend zu erfassen, es ist jedoch möglich, diese mit kurzen Worten zu umschreiben. Wir haben es hier nicht mit selbständigen Denkern, sondern mit Männern der Tat zu tun. Alle ihre Äußerungen erfüllen einen bestimmten Zweck, von dem das Persönliche mühsam abgesondert werden muß.

Bürgermeister David von Wyß bekannte sich jederzeit offen

¹³ 18. 4. 1818 StAZ, Protokoll des Staatsrates.

zum Protestantismus. Ganz deutlich tat er dies in seiner Antwort auf die Beglückwünschungsrede des ihm nahestehenden Antistes Heß zu seiner Wahl als Bürgermeister¹⁴. Er erklärte, „religiöse und sittliche Grundsätze seien ihm im Laufe der Jahre immer teurer und wichtiger geworden“, und er versprach, „die Beförderung religiöser und sittlicher Gesinnungen“ werde ihm immer die vornehmste Pflicht sein. Die Interessen des gesamten Protestantismus lagen ihm jederzeit am Herzen. Auf dem Gebiet der eidgenössischen Beratungen war er der hauptsächliche Vertreter der Anliegen der protestantischen Konfession. Er suchte in der Tagsatzungskommission für die Abänderung der Kantonsverfassungen die protestantischen Minderheiten zu schützen¹⁵ und verwendete sich für die bessere Vertretung des reformierten Halbkantons Appenzell Außerrhoden ausdrücklich im Hinblick auf das gefährdete Religionsinteresse¹⁶. Auch bei weiteren später zu behandelnden Gelegenheiten setzte sich Wyß in erster Linie ein. Er war bestrebt, das konfessionelle Gleichgewicht in der Schweiz um jeden Preis zu wahren.

Der Protestantismus des zürcherischen Bürgermeisters war der Protestantismus seiner Zeit, welcher in vielem nicht den heutigen Auffassungen entsprach. Ueber dessen Beschaffenheit finden wir einige Aufschlüsse in seinen Synodalreden. Bezeichnend ist für ihn die enge Verbindung von Religion und Moral, fast durchwegs wird von christlicher Religion und Sittenlehre als einem Begriff gesprochen. Dies ist das Kennzeichen des Einflusses der Aufklärung. Wyß sprach zum Beispiel von der „Unentbehrlichkeit der christlichen Religion und Sittenlehre für die Ruhe und das Glück der Menschen in den vergangenen kriegerischen Zeiten“. Hier haben wir jene schon erwähnte Auffassung der Religion als eines Mittels zum Zweck vor uns. Auch der folgende Gedanke ist als rationalistisch zu bezeichnen: Wyß nannte „die Heils- und Sittenlehre unseres göttlichen Erlösers eine notwendige Hauptgrundlage der gesellschaftlichen Ordnung“. Der Akzent liegt dabei viel mehr auf dem Begriff der Lehre als auf

¹⁴ Dez. 1814 ZB, FA von Wyß VI, 150.

¹⁵ 1814 FA vW. VI, 11.

¹⁶ 1815 Wyß — Zellweger KBT Nachlaß Zellweger.

der Erwähnung des Erlösers; Wyß hätte wohl ebensogut eine andere Bezeichnung brauchen können, wie er in derselben Rede weiter unten auch von dem „göttlichen Stifter unserer Religion“ spricht. Ueber die Aufgabe der Geistlichkeit sagte er, sie „widme ihre Einsichten und Kräfte dem edlen Geschäfte, alle menschlichen Verhältnisse durch das Christentum zu beglücken“. Wir finden hier ein charakteristisches Motiv des Aufklärungsdenkens, nämlich das Glück als höchstes erstrebenswertes Ziel. Wyß wünschte von den „Christenlehrern“, was übrigens ein sehr bezeichnender Ausdruck ist, daß sie sich an die Autorität der heiligen Schrift halten sollten. Hier lag für ihn der wesentliche Unterschied zum Katholizismus, nämlich in der Frage der Autoritäten. Das Wort Glaube, geschweige denn die Rechtfertigung durch den Glauben, erscheint nirgends. Dann heißt es weiter, die Geistlichen sollten sich „von Aberglauben und Neuerungs-sucht gleich weit entfernt“ halten. Wyß setzte sich für den offiziellen Protestantismus der Kirche ein, an ihn sollten sich ihre Pfarrer halten. Vor allem aber sollten sie darnach trachten, „durch die von dem göttlichen Stifter unserer Religion selbst in so hoher und rührender Einfalt vorgetragene Glaubens- und Sittenlehre fromme und tugendhafte Gesinnungen in die Herzen ihrer Zuhörer zu pflanzen“¹⁷. Wir dürfen wohl nicht mehr aus den Sätzen dieser Synodalrede herauslesen, als die Feststellung, daß der Protestantismus, welcher sich hier zeigt, sehr stark rationalistisch gefärbt ist. Es ginge zu weit, aus einzelnen Formulierungen weitere Schlüsse auf Wyß' religiöse Auffassungen ziehen zu wollen. Der Rationalismus seiner Ausführungen könnte einen verleiten, Wyß überhaupt ein wirkliches religiöses Empfinden abzusprechen und von da aus jede Stellungnahme im Namen der Religion als geheuchelt und anderen Interessen dienend abzutun. Zweifellos aber war sein Protestantismus derjenige der zürcherischen Kirche und wurde gewiß echt empfunden. Wyß pflegte herzliche Beziehungen zu dem Antistes der Zürcher Kirche Jakob Heß, den wir als relativ orthodox bezeichnen müssen. Eigene theologische Gedankengänge lagen Wyß durchaus fern, er bedauerte die Trennung der verschiedenen theologischen

¹⁷ 25. 9. 1816 FA vW. VI, 150.

Strömungen, dagegen begrüßte er das Werk der Bibelverbreitung, welches seinen Wünschen besser entsprach¹⁸. Mit den Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in den katholischen Kantonen beschäftigte er sich nur mittelbar und hoffte vor allem auf Erhaltung der Ruhe in der Eidgenossenschaft¹⁹. Für den Protestantismus befürchtete er von der römischen Agitation nicht viel, er stellte lediglich mit Bedauern die „Anmaßungen der römischen Hierarchie und den unermüdeten Bekehrungseifer der katholischen Kirche“ fest²⁰. In bezug auf die katholischen Länder betrübte ihn der Gedanke, daß sie nun wieder in den „kräfter lähmenden Schlaf des Aberglaubens“ versinken müßten²¹. In dieser Weise sah er also die Konsequenzen des streng hierarchischen Katholizismus. Auch Wyß glaubte an den Fortschritt und sah die reformierte Unabhängigkeit von düsteren Gewalten als wesentlich für diesen an. Wyß können wir zusammenfassend als einen aufgeklärten Protestanten bezeichnen.

Wenn wir zu Usteri übergehen, so finden wir bei ihm keine Spur von kirchlichem Protestantismus. Sein Gottesglaube war deistischer Natur, zur Kirche hatte er keine Beziehungen, dafür bezog er das Vaterland in seine religiösen Empfindungen ein²². Als Verteidiger der Vernunft und der Freiheit auf allen Gebieten war er von vornherein ein Gegner jedes Mystizismus und jedes Klerikalismus. Er fand zwar nicht viel Anlaß innerhalb der zürcherischen reformierten Kirche Kritik zu üben, umsomehr aber setzte er sich gegen die Bestrebungen des Ultramontanismus auf dem Gebiet der katholischen Kirche ein. In dieser sah er eine Bedrohung aller liberalen Tendenzen in Europa und eine groß angelegte Verschwörung gegen die Freiheit des Geistes. Usteri lehnte jede Betonung des konfessionellen Gegensatzes ab und forderte gegenseitige Verträglichkeit und Duldung unter allen wohlgesinnten Christen zum Zweck des gemeinsamen Widerstandes gegen den „Obskurantismus der römischen Partei“.

¹⁸ 20. 9. 1820 FA vW. VI, 150a.

¹⁹ 17. 12. 1821 FA vW. VI, 150a.

²⁰ 15. 12. 1823 FA vW. VI, 150.

²¹ 13. 6. 1825 FA vW. VI, 150.

²² Guggenbühl, Usteri II, S. 199.
Wernle, Helvetik I, S. 88.

Immerhin verteidigte er das Zürcher Reformationsfest gegenüber den Angriffen seiner Gesinnungsfreunde Rengger und Meyer von Schauensee, welche darin eine Verschärfung der konfessionellen Spaltung erblickten. Neben den Demonstrationen der katholischen Kirche an jedem hohen Festtage dürfe auch die reformierte Kirche alle hundert Jahre einmal gegen außen auftreten. Er erwartete von der Feier einen guten Erfolg. Er empfand die Reformation als eine Befreiungstat, die das Zürcher Volk auch jetzt noch zu freiheitlichem Denken anregen sollte. Usteri war kein Gegner des Protestantismus, aber dieser war ihm fremd. Er vertrat ein allgemeines Prinzip, das er überall gleich, auf dem staatlichen wie auf dem kirchlichen Gebiet anwendete, ohne irgend einen Unterschied zu machen.

Beschäftigen wir uns mit Reinhard, so sehen wir, daß er wohl als Bürgermeister ein offizielles Verhältnis zur reformierten Kirche hatte, privat aber nicht sehr religiös war. In seinen Memoiren spricht er zwar oft vom Dank an die göttliche Vorsehung, das ist aber auch alles. In den „Erinnerungen seit mehr als 50 Jahren“ von Heinrich Escher²³ heißt es, Reinhard habe aus Staatsweisheit gesucht, durch sein Beispiel als Beamter das Volk zur Frömmigkeit anzuhalten, habe aber gegenüber Verächtern des Kirchenglaubens eine auffallende Milde gezeigt. Diese Bemerkung stimmt mit den übrigen Beobachtungen, die wir machen können, zusammen. Reinhard nahm es genau mit seinen obrigkeitlichen Obliegenheiten, und zu diesen gehörten auch die kirchlichen Pflichten. Aus seinen Synodalreden spricht jedoch eine ganz andere Auffassung als aus denjenigen Wyß'. Viel mehr als die Tätigkeit der Kirche im Innern interessierte ihn ihre Stellung gegen außen. „Selbständigkeit und Einheit“ der kantonalen Kirche waren ihm große Anliegen, und vor allem beschäftigte ihn das Verhältnis zur katholischen Kirche²⁴. Den Vorgängen innerhalb des Katholizismus widmete er sehr lange und oft scharf formulierte Ausführungen. Auch auf kirchlichem Gebiet blieb Reinhard der reine Politiker. Das Interesse des Staates galt ihm alles, die Geistlichen betrachtete er als nützliche Diener des

²³ Escher, *Erinnerungen II*, S. 2.

²⁴ 1821 FA. Reinhard 49 Synode.

Staates und suchte sie als solche einzusetzen, indem er sie nach der Einführung der Restaurationsverfassung von 1814 anwies, kräftig auf den Bestand der gegebenen Verhältnisse hinarbeiten²⁵. Aus demselben Grunde geschah es, wenn er auf eidgenössischem Gebiet die Rechte der Kantonsregierungen gegenüber der katholischen Kirche zu wahren suchte, und er vertrat seine Prinzipien deutlich gegenüber dem Internuntius Cherubini in Zürich und gegenüber Consalvi selber auf dem Wiener Kongreß²⁶. Der Ton seines Berichts über die Unterredung mit dem Kardinalstaatssekretär macht Reinhard's Einstellung völlig klar, ebenso klar erscheint aber, daß nicht ein protestantisches Interesse der Religion, sondern das staatliche ihm wichtig war. Auf geistigem Gebiet war Reinhard ebenso Rationalist wie die liberalen Neuerer Usteri und Escher, nur gingen seine Konsequenzen nicht so weit, und seine intellektuellen Fähigkeiten waren längst nicht dieselben. Die Aufklärung war ihm eine „teure Errungenschaft“, und „Geistesfreiheit“ zählte er zu den höchsten Gütern. Von dieser her war seine Auffassung des Protestantismus vorwiegend bestimmt, sie zeichnete ihn in seinen Augen vor dem Katholizismus aus²⁷, und in ihr sah er den hauptsächlichsten Unterschied der Konfessionen. Für sie nahm er auch den Willen der Vorsehung in Anspruch: Diese werde selber ihr geistiges Werk nicht zerstören lassen und dafür sorgen, daß „der menschliche Geist, den man für lange unter das Joch zwingen wollte, seinen fortschreitenden Kreislauf und seine Schnellkraft nicht verlieren werde“²⁸. Geistesfreiheit und wissenschaftliche Bildung sollte die Geistlichkeit bei sich selbst fördern, um der Bedrohung durch die Agitation Roms zu entgehen. Als Politiker berührte Reinhard in seinen Reden über die kirchlichen Verhältnisse auch immer wieder die außenpolitische Lage. Auf England als Schutzmacht der protestantischen Länder in Europa verließ er sich am meisten.

²⁵ 1815 FA. Rhd. 49 Synode.

²⁶ 20. 7. 1816 Cherubini an Consalvi BA 1816, fasc. 2.
24. 10. 1814 Tagebuch der Gesandtschaft zum Wiener Kongreß.
FA. Rhd.

²⁷ 29. 8. 1812 Trauerrede auf Dr. Rahn.
4. 2. 1819 Trauerrede auf Prof. Hottinger.

²⁸ Trauerrede auf Chorherrn Boßhard FA. Rhd. 49.
1823 Synode FA. Rhd. 49.

Von Preußen, dessen König sich gerne in der Rolle eines Wächters des Protestantismus sah, hielt er weniger. Bezeichnend ist aber die unmittelbare Verbindung, die er zwischen konfessionellen und außenpolitischen Belangen herstellte²⁹. Diese kurze Uebersicht über die Anschauungen der wichtigsten Staatsmänner Zürichs zeigt uns genügend die prinzipiell ablehnende Haltung der zürcherischen Regierung gegenüber den ultramontanen Kräften in der Schweiz.

Ueber die religiösen Ansichten der Berner Regierungsmitglieder sind wir etwas weniger gut unterrichtet. Das offizielle Verhältnis der Regierung zur Kirche war dasselbe wie in Zürich. Die Pflichten der Regierung brachten es auch hier mit sich, daß die einzelnen Mitglieder äußerlich zum mindesten Kirchlichkeit zu zeigen hatten. Das staatskirchliche System war auch hier noch völlig intakt; die Kirche war wichtige Helferin des Staates, und die Geistlichkeit diente als Sprachrohr der Regierung. Auch in Bern, jedoch etwas weniger betont, finden wir verschiedene Auffassungen. Am meisten kirchlich protestantisch, auch nach seiner Ueberzeugung, war wohl Schultheiß Niklaus Friedrich von Mülinen. Seine Reden vor dem bernischen Pfarrkapitel ergeben einen ähnlichen Eindruck wie diejenigen Wyß' vor der Zürcher Synode. Die Auffassung der Religion ist auch bei ihm rationalistisch gefärbt, Religion wird immer nur in Verbindung mit Sittlichkeit erwähnt, doch tritt diese Erscheinung bei ihm nicht so stark hervor³⁰. Mülinen zeigte ein auffallendes Verständnis für die Geistlichkeit, befaßte sich häufig mit ihrer Lage und ging näher auf ihre Tätigkeit ein³¹. Dies geht wohl darauf zurück, daß er seinen Sohn Berchtold Theologie studieren ließ und ihn in seinem Studium stark förderte, es zeigt aber doch auch allgemein eine engere Verbundenheit mit der reformierten Kirche. Mülinen lag viel daran, daß sein Sohn das Studium beende, er ließ es darum an Ermahnungen nicht fehlen und schrieb ihm alle zu besuchenden Kollegien vor³². Mülinen als eifriger Historiker pflegte enge Beziehungen zu den Benediktinerklöstern der

29 1821 Synode FA. Rhd. 49.

30 1813 Capitel Nachlaß von Mülinen, Manuscriptenband, 25.

31 28. 5. 1817 Capitel Nachlaß vM. Mss., 33.

32 1823 Mülinen an seinen Sohn Berthold, Nachl. vM.

Schweiz und zu vielen Ordensgeistlichen. Aus historischem Interesse für die katholischen Institutionen brachte er ihnen große Zuneigung entgegen und führte ausgedehnte Korrespondenzen, dem Katholizismus selber aber näherte er sich nicht.

Die Opposition in der Berner Regierung vertrat — allerdings in ganz anderer Richtung, als dies in Zürich geschah, — Professor Karl Ludwig von Haller. Seine religiösen Ansichten hatten sich im Verlauf seines Lebens stark gewandelt. In der Zeit der Helvetik hatte er sich als eifriger Mitarbeiter auch zu deren geistigen Grundlagen bekannt und die Aufklärung im Volk zu verbreiten gesucht. Der Religion maß er damals nur noch einen bescheidenen Beitrag zur menschlichen Glückseligkeit zu³³. Mit der Veränderung seiner politischen Ansichten verband sich auch diejenige seines religiösen Bekenntnisses. Schon bald schien ihm die reformierte Kirche zu wenig streng zu sein, und er wandte seine Sympathie der katholischen zu, da diese seinen neuen Auffassungen besser entsprach. Später zog er dann auch die Konsequenzen und trat offen zum Katholizismus über. Seine Konversion hatte Folgen. In unserem Zeitabschnitt war er in seiner heimlichen Ueberzeugung schon Katholik; als Mitglied der Regierung mußte er zwar die verlangte protestantische Kirchlichkeit zeigen, aber er unterhielt Beziehungen zu römischen Würdenträgern und setzte sich überall, wo es anging, für die katholische Kirche ein.

Bei Schultheiß Niklaus Rudolf von Wattenwyl endlich finden wir ähnlich wie bei Bürgermeister Reinhard das Ueberwiegen der Staatsinteressen auch auf religiösem Gebiet. Leider war es nicht möglich, seine Kapitelsreden der betreffenden Zeit heranzuziehen. Seine Einstellung muß sich daher aus dem konfessionspolitischen Verhalten der Berner Regierung ergeben, das er zum größten Teil bestimmte. Wir werden sehen, daß das Interesse der reformierten Kirche ihn sehr wenig berührte, wenn politische Zwecke zu erreichen waren, und wenn er reformierte Bedenken zu überwinden vermochte.

Die selbstverständliche, unangefochtene Existenz des Protestantismus führte in Bern zu einer starken Vernachlässigung

³³ Wernle, Helvetik I, S. 82.

der konfessionellen Belange auch auf eidgenössischem Gebiet. Obwohl wir in der persönlichen Einstellung nur bei den oppositionellen Gliedern der beiden Regierungen betonte Unterschiede gefunden haben, so war doch die Konfessionspolitik der beiden Orte eine ganz verschiedene. Die öffentliche Meinung, soweit sie sich erfassen läßt, erwartete von Zürich eine eifrige Wahrung der reformierten Positionen. Gegenüber Bern zweifelte sie an einer bestimmten Stellungnahme. Bern galt allgemein für lebenslustiger als Zürich und aus seinem Hang zur Sinnlichkeit, der festzustehen schien, wurde auf eine innere Affinität zum Katholizismus geschlossen.

Wir haben damit die Grundlagen der konfessionellen Stellungnahme der beiden Regierungen erörtert. Ihre Auswirkungen auf das politische Leben werden im folgenden Gegenstand unseres Interesses sein.

Die politischen Grundlagen

Die in der Schweiz eingetretenen politischen Veränderungen der Helvetik und Mediation schufen zum ersten Male seit der Reformation wieder die Voraussetzungen für eine Rivalität zwischen Bern und Zürich; diese konnte aber infolge der Verhältnisse zunächst nicht in Erscheinung treten. Das bernische Patriziat, das auch in der Mediationszeit wieder die Regierung stellte, gehörte zu denjenigen, die durch die Revolution Verluste erlitten hatten. Im Stillen hielt es vorläufig die Ansprüche auf seine einstige Macht aufrecht, nicht nur im Innern des Kantons Bern, sondern auch gegenüber den früheren Untertanengebieten. Das Lebensinteresse Berns lag in der Erhaltung und Wiedergewinnung der früher ausgeübten Herrschaft. In Zürich hatten sich die personellen Verhältnisse in der Regierung ebenfalls nicht stark verändert, dagegen hatte diese die Konsequenzen aus der eingetretenen geistigen Umwälzung gezogen und fand sich mit dem neuen Zustand ab. Die kaufmännischen und industriellen Interessen der Zürcher ließen diese auf politischem wie auf den übrigen Gebieten den Weg des Fortschritts und der natürlichen Entwicklung verfolgen. Zürich hatte zwar die alleinige Stellung

als eidgenössischer Vorort verloren, dafür hatte es im Verhältnis zu Bern an Ansehen gewonnen, einerseits da Bern in seiner Macht verringert worden war und weil andererseits die neuen Kantone größeres Zutrauen in Zürich setzten, das auf Erhaltung der bestehenden Zustände hin arbeitete, als in Bern, dessen Regierung sich mit den Verhältnissen nicht abfinden konnte. Die Mehrheit beider Regierungen war konservativ gesinnt. In Bern gab es eine starke Opposition Ultrakonservativer, die nur auf den günstigen Moment warteten, um das alte Bern wieder herzustellen. In Zürich ging die Opposition in die entgegengesetzte Richtung, da hier auch Staatsmänner der Helvetik ihren Platz im Staatsrat gefunden hatten und in liberalem Sinne wirkten.

Unter der Herrschaft Napoleons konnten die Gegensätze sich nicht offen zeigen. Abgesehen von einer gewissen Rivalität der Standeshäupter Wattenwyl und Reinhard um den Einfluß in eidgenössischen Angelegenheiten, der aber nie den gegenseitig freundschaftlichen Ton beeinträchtigte, bestand zwischen Zürich und Bern Ruhe. Erst als im Jahre 1813 ein allgemeiner Umschwung der Verhältnisse in Europa eintrat, ergab sich die Möglichkeit einer Umgestaltung der Zustände in der Schweiz. Die Frage, ob die alte dreizehnörtige Eidgenossenschaft wieder hergestellt, ob die Mediationsverfassung, unter der die Schweiz zehn ruhige Jahre verbracht hatte, ohne die Stützung durch ihren Urheber Napoleon beibehalten werden oder ob sonst irgend ein Umbau vorgenommen werden solle, beschäftigte die Regierungen weit mehr als die außenpolitischen Konsequenzen der neuen Lage in Europa. Das Problem der Neutralität war den innenpolitischen Fragen ganz untergeordnet. Andererseits konnte auch die Schweiz nur hoffen, in dem aufziehenden Gewitter möglichst ungeschoren zu bleiben und in Ruhe ihren innern Aufbau erneuern zu können. Den Ausdruck dieser Hoffnung bildete die im November 1813 erlassene Neutralitätserklärung. Selber etwas dazu zu tun hatte sie nur geringe Möglichkeit. Die schweizerische Militärmacht, von Napoleon absichtlich auf einem geringen Stand gehalten, konnte die Grenzen höchstens gegen kleinere Grenzverletzungen und gegen Requisitionen schützen, einen Durchmarschversuch mit starken Kräften konnte sie niemals

verhindern. Dazu kam, daß eine starke ultrakonservative Bewegung in Bern den Einmarsch der Alliierten selber herbeizurufen suchte, um unter ihrem Schutz die Restauration des alten Bern durchzuführen. Der Einmarsch der alliierten Truppen erfolgte im Dezember ohne Widerstand, und in einer Proklamation erklärte der Oberbefehlshaber die Mediationsakte für aufgehoben. Damit hatte ein ausländischer Einfluß den andern abgelöst, die Schweiz war in ihrer innern Politik noch nicht unabhängig geworden. Von heute aus gesehen müssen wir gestehen, daß der ganze Ablauf der Dinge für die Schweiz sehr vorteilhaft war. Eine Behauptung der Neutralität nach außen hätte die Auseinandersetzungen im Innern nicht verhindern können, sondern sie eher viel schärfer werden lassen und wohl sogar zu einem endlosen Bürgerkrieg führen können, der dann doch wieder das Eingreifen der Mächte hätte veranlassen müssen. Ein entschlossener Widerstand gegen die Alliierten hätte außerdem die Lage der Schweiz bei den Friedensverhandlungen sehr verschlechtert. Zu einem entschiedenen Anschluß an die Alliierten fehlte die Einigkeit im Innern, und nur der bloße Antrag dazu hätte die Tagsatzung auseinander gerissen. Dazu kam, daß der Krieg im November 1813 noch längst nicht entschieden war und die Eidgenossenschaft auf Napoleon und allfällige Repressalien von Seiten Frankreichs Rücksicht nehmen mußte. Die Kapitulation nach einer symbolischen Widerstandsdemonstration war für die Schweiz damals das Beste, was sie tun konnte, obwohl man vom Standpunkt der absoluten Neutralität aus die Sache bedauern muß. Die Preisgabe der Selbständigkeit war damals insofern nicht so gefährlich, als sie gegenüber einer Befreiungskalition geschah, die gemäß ihrem Wesen zu Spaltung neigte und keine einheitliche Politik gegenüber der Schweiz zustandebrachte. Solcher Art waren die Grundlagen für die Neuordnung der Verhältnisse in der Schweiz. Vom ausländischen Einfluß mußte alles abhängen.

Auf Grund der Proklamation des alliierten Oberbefehlshabers, welche die Mediationsakte als aufgehoben erklärte, wurde in Bern die Regierung von 1802 wieder hergestellt. Es wurde am 24. Dezember eine Proklamation an die ehemaligen berni-

schen Untertanen in den Kantonen Aargau und Waadt erlassen, die sie aufs neue als Mitglieder des bernischen Staatsverbandes erklärte. Die Regierungen von Aargau und Waadt aber machten bekannt, daß sie nur der Gewalt weichen würden. Dagegen versammelten sich in den letzten Dezembertagen auf Anlaß und unter dem Vorsitz des bisherigen Landammanns der Schweiz und Bürgermeisters von Zürich, Reinhard, die Vertreter von 14 Ständen und beschlossen in einer Uebereinkunft, die Mediationsakte sei als aufgehoben zu betrachten, aber es sollten keine Untertanenverhältnisse wieder hergestellt werden und der gegenwärtige Bestand der Kantone müsse unverändert bleiben. Zürich wurde als bleibender Vorort bestimmt, und Reinhard erreichte es, daß er, obwohl er im Jahre 1814 nur zweiter Bürgermeister war, die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten in der Hand behalten konnte. Es trat eine Spaltung der Schweiz in zwei politische Lager ein. Die Partei der neuen Kantone unter der Leitung Zürichs bildete eine feste Koalition. Bern stand zunächst allein, es erhielt aber Zuzug infolge der Verfassungsrevisionen in Freiburg, Solothurn, Graubünden und später in Luzern. Die Haltung der Mächte erschien zunächst ungewiß, aber alles weitere mußte von ihnen abhängen. Metternich hatte geplant, den französischen Einfluß in der Schweiz mit Hilfe Berns endgültig durch den österreichischen zu ersetzen. Dabei war er aber in Konflikt mit Kaiser Alexander von Rußland geraten. Aus Sympathie für seinen ehemaligen Erzieher de Laharpe setzte sich dieser für den Fortbestand des Kantons Waadt und der übrigen neuen Kantone ein. Metternich durfte sich gegenüber dem russischen Kaiser nicht zu sehr in Widerspruch stellen und mußte die Schweiz dem russischen Einfluß überlassen. Im Geheimen ermunterte er aber die Berner Regierung dennoch, ihre Ansprüche nicht aufzugeben und Zeit zu gewinnen zu suchen. Die bernische Regierung ging darauf ein und bemühte sich, eine Neuordnung der eidgenössischen Verhältnisse möglichst lange hinauszuzögern. Bern versuchte im März eine Tagsatzung der dreizehn alten Orte in Luzern zustande zu bringen. Dies gelang aber nicht, und Bern sah sich durch das offizielle Eingreifen der Mächte gezwungen, an der im April in Zürich zusammentretenden Tagsatzung der neunzehn

Kantone teilzunehmen. Dafür suchten die Berner Gesandten nun innerhalb der Tagsatzung eine Gegenpartei gegen diejenige der neuen Kantone aufzustellen. Es gelang ihnen nur zum Teil. Einen engen Zusammenhang erreichten sie lediglich mit Solothurn und Freiburg, Luzern neigte zwar zu Bern, behielt sich jedoch immer eine gewisse Selbständigkeit vor. Um die Urkantone für ihr System zu gewinnen, unternahm die Berner Regierung immer wieder Versuche, sie konnte aber eine gewisse Abneigung bei den Innerschweizern nie ganz überwinden. Mehr Erfolg hatte die inoffizielle Agitation der Berner Ultrakonservativen, die nur die Absicht verfolgten, die Waldstätte vom Beitritt zu einem neuen Bund abzuhalten und einen solchen dadurch unmöglich zu machen.

Damit war die politische Teilung der Eidgenossenschaft, die für die erste Zeit der Restaurationsepoche Gültigkeit hatte, vollendet. Auf der einen Seite standen die neuen Kantone, denen die Erhaltung der bisherigen Verhältnisse eine Existenzfrage bedeutete, mit Zürich als ihrem Anwalt und Führer, daneben Basel und Schaffhausen, diese alle gewillt, auf dem Bestehenden aufzubauen und vorwärts zu gehen, auf der anderen Seite alle diejenigen Orte, die die Rückkehr zur alten Eidgenossenschaft suchten, unter der Anführung von Bern aber ohne festen Zusammenhalt. Eifersüchtig überwachten die beiden Parteien einander gegen jeden Versuch, durch Bearbeitung der Unentschiedenen Zuzug zu erwerben und gegen allfällige militärische Rüstungen. Mehrere Male ging es in der Schweiz knapp am Ausbruch militärischer Feindseligkeiten vorbei. Auf der Tagsatzung führte die Berner Gesandtschaft vorwiegend einen Kampf um Zeitgewinn und suchte den Abschluß eines neuen Bundesvertrages immer wieder hinauszuschieben. Diese so wichtige Angelegenheit wurde im Kampf um die eigentlichen Streitobjekte, nämlich die Untertanengebiete schwer vernachlässigt. Bern bezog keinen festen Standpunkt in der Frage der Bundeseinrichtungen, von der Ablehnung der Zentralität und der eidgenössischen Militärorganisation ging es im günstig scheinenden Moment auf die entgegengesetzte Seite über. Erst hatte es die Bindung durch Bundeseinrichtungen aus Prinzip abgelehnt, jetzt

glaubte es, durch die eidgenössische Organisation des Militärwesens kriegerische Aktionen der ehemaligen Untertanengebiete, die ihm zu fürchten zu sein schienen, verhindern zu können. Es gelang dem Vorsitzenden der Tagsatzung, Reinhard nicht, die Einigung über einen Bundesentwurf zustandezubringen. Nur die ausländischen Gesandten verhinderten überhaupt ein Auseinanderlaufen der Tagsatzung. Die Uneinigkeit in den grundlegenden Dingen hatte zur Folge, daß die Bundeseinrichtungen, abgesehen von der Militärorganisation, auf ein Minimum beschränkt wurden. Und dennoch gelang damit die Einigung immer noch nicht. Der im September 1814 fertiggestellte Bundesvertrag konnte nur dadurch zur allgemeinen Annahme gebracht werden, daß in einer zusätzlichen Uebereinkunft die Hauptfragen der Entscheidung der Mächte auf dem bevorstehenden Wiener Kongreß unterstellt wurden. Der Kongreß bestätigte in seiner Deklaration vom 20. März 1815 den Bestand der neunzehn Kantone, wies aber Bern als Entschädigung dafür, daß es den größten Verlust erlitten hatte, das Bistum Basel und den übrigen Orten, welche Ansprüche erhoben, Geldentschädigungen durch die neuen Kantone zu.

Bern fügte sich nun, der Parteigegensatz innerhalb der Schweiz blieb aber bestehen. Die bernische Regierung sah sich nach ausländischer Unterstützung ihrer Stellung in der Eidgenossenschaft um. Zu diesem Zwecke arbeitete sie vor allem auf eine Verbindung mit dem restaurierten Königtum in Frankreich hin³⁴. Nach der Landung Napoleons war es daher vor allem Bern, das ein militärisches Eingreifen der Eidgenossenschaft gegen Napoleon wünschte. In der Frage der Militärorganisation fanden sich die streitenden Parteien vorübergehend wieder, denn beide hatten die Hauptlehre aus der Revolutions- und Mediationszeit, daß die Schweiz eine einheitliche, starke Heeresorganisation haben müsse, doch nicht vergessen, in anderen Fragen dauerte der Gegensatz bis 1818 und noch später. Der Lauf der Zeit und die privaten Bemühungen des Bürgermeisters von

³⁴ 5. 4. 1814 Legationsbericht Mülinens StAB, Akten des Geheimen Rates II³.

Wyß und des Schultheißen von Mülinen führten nach und nach die Annäherung zwischen Bern und Zürich wieder herbei.

Auch auf politischem Gebiet werden wir die Haltung jener Staatsmänner, deren konfessionelle Einstellung wir betrachtet haben, etwas umreißen. Dieses Mal haben wir in Zürich Reinhard vorauszunehmen, denn er spielte die entscheidende Rolle. Reinhard stammte aus dem zürcherischen Patriziat, der Junkertitel veranlaßte seine Gegner immer wieder zu Ausfällen gegen ihn. Reinhard hatte eine Vorliebe für aristokratische Lebensformen, er liebte besonders die Jagd. In seinen politischen Ansichten hatte er sich aber von seinem Herkommen entfernt. Wir können ihn als einen liberalen Konservativen bezeichnen. Dem „religiösen und politischen Despotismus“ setzte er sich nach seiner Aussage immer entgegen, andererseits aber wollte er ein „Feind aller abstrakten Theorien und revolutionären Umwälzungen im Staate“ sein und hielt sich an das, „was die Erfahrung als ausführbar und praktisch erwiesen hatte“. Reinhard verteidigte in seinen „Notizen über meinen Lebenslauf“ seinen „Moderantismus“, d. h. seine Neigung zu Kompromissen, die ihm „viele Feindschaft zugezogen habe, auf die aber alle Parteien immer wieder zurückzukommen genötigt seien, wenn je eine freie Staatseinrichtung Bestand haben solle“³⁵. Es ist nicht leicht, sich ein richtiges Bild über sein Wesen zu machen. Er stellte in seinen ganzen Memoiren seine eigene Persönlichkeit vollständig in den Hintergrund, sein eigener Anteil an den Ereignissen, die er mitteilte, wurde von ihm vollständig übergangen. Andererseits waren gerade sein Ehrgeiz und das Bestreben, in allen Angelegenheiten entscheidend mitzuwirken, der hauptsächlichste Gegenstand der Vorwürfe seiner Gegner. Reinhard nahm nie grundsätzlich Partei für oder gegen die liberalen Bestrebungen, er arbeitete für das Interesse Zürichs und der Eidgenossenschaft. Er war keineswegs doktrinär, sondern viel eher praktischer Staatsbeamter. Es war nicht seine Stärke, wichtige Entschlüsse zu fassen, er neigte nie zu Uebereilung, hatte aber mit seinem zögernden Vorgehen oft Erfolg, wo ein rascher Entschluß nur Verwicklun-

³⁵ Notizen über meinen Lebenslauff FA. Rhd. 105a, S. 92.

gen herbeigeführt hätte. Reinhard hat in der Schweizer Geschichte einen schlechten Ruf, sofern man von seiner Biographie absieht. Kaum jemand wird so übereinstimmend als unfähig, schwächlich, eitel und borniert dargestellt, wie er. Wie konnte aber ein solcher Mann Tagsatzungspräsident werden und sich als solcher behaupten? Zweifellos besaß Reinhard nicht den überlegenen Geist eines Usteri. Aber wenn wir in den Quellen auf den Ursprung seines schlechten Rufes zurückgehen, so erkennen wir, daß er allein zwischen den ideologischen Parteien stehend Gegenstand der Anfeindung von beiden Seiten war. Schlecht behandelt wird Reinhard einerseits in den bernischen Darstellungen und Memoiren, die ihm seine Parteinahme für die neuen Kantone nicht verzeihen und andererseits in den Korrespondenzen der Helvetiker, denen er in seinem aristokratischen Gehaben unsympathisch war. Die Achtung, die sich Reinhard aber von Seiten der an dem Streit weniger beteiligten Kantone und innerhalb des Kantons Zürich erworben hatte, kommt eigentlich nirgends zum Ausdruck. Reinhard war der Mann, der den zürcherischen Staat und die Eidgenossenschaft, so wie sie waren, zu fördern suchte. Er hing nicht krankhaft am Alten, und wie wir schon im vorangehenden Kapitel gesehen haben, bedeutete auch ihm die „Geistesaufklärung der neueren Zeiten“ eine wertvolle Errungenschaft. Er wünschte aber, daß diese „in der Anwendung auf staatliche und für die Dauer berechnete Einrichtungen durch langsame Erfahrung und kalte Berechnung gemildert“ werde, weil es nun einmal so bestimmt sei, daß „die wandelbare Theorie der steifen Praxis immer vorausseilen müsse“³⁶. Wir finden also keine prinzipielle Ablehnung des Neuen, sondern ein sorgfältiges Vorschreiten gefordert. In seiner Staatsverwaltung hielt sich Reinhard daher an die altbewährten Prinzipien. Die größtmögliche Sparsamkeit und die Vergrößerung des Staatsvermögens war ihm ein wichtiger Grundsatz³⁷. Seine ganze Amtstätigkeit war erfüllt vom Verantwortungsbewußtsein desjenigen, dem durch die Vor-
sehung eine hohe Aufgabe übertragen wurde.

³⁶ 29. 8. 1812 Trauerrede auf Dr. Rahn FA. Rhd. 49.

³⁷ Lebenslauff FA. Rhd. 105a, S. 93.

In der Auseinandersetzung zwischen neuen und alten Kantonen stand Reinhard an erster Stelle. Wohl sein größter Entschluß, den er je faßte, war derjenige, im Dezember 1813 durch ein rasches Vorgehen die in der Mediation geschaffene Ordnung der Dinge in der Eidgenossenschaft beizubehalten. Nach 1831, als er seine „Notizen“ niederschrieb, war er sich noch nicht im klaren, was besser gewesen wäre³⁸. Mit der Betonung der Schwierigkeit dieses Entschlusses erschwert uns Reinhard die Annahme, daß ihn nur einfach das Interesse Zürichs zu seinem Schritt bewogen habe, wie es ihm von Bern aus damals wie noch heute vorgeworfen wurde. Als er am 29. Dezember seinen entscheidenden Schritt tat, konnte noch niemand wissen, wie die Mächte sich verhalten würden, denn erst am 31. Dezember traf dann aus dem alliierten Hauptquartier die Nachricht ein, der russische Kaiser habe das Bestehen der 19 Kantone durchgesetzt. In jenem Moment aber stand also noch gar nicht fest, ob sich diese Parteinahme für Zürich günstig auswirken würde. Dem bernischen Vorgehen in der Proklamation vom 24. Dezember mußte aber entgegengetreten werden. Reinhard vernachlässigte allerdings das Interesse Zürichs auch später nie und Bern war ihm nie sympathisch. Daß aber, wie ihm auch vorgeworfen wurde, ein bitterer Haß gegen Bern sein einziges Leitmotiv in den eidgenössischen Angelegenheiten gewesen sei, ist sicher übertrieben. Zwischen Reinhard und den bernischen Vertretern auf den Tagsatzungen kam es noch lange zu Reibereien, besonders mit Wattenwyl hatte er es seit 1813 ganz verdorben. Mit einigem Recht wurde Reinhard seine Abhängigkeit vom Ausland vorgeworfen, doch dürfen wir auch hier nicht übersehen, daß allein die ausländische Einwirkung das Zustandekommen des Bundesvertrages letzten Endes ermöglichte und daß die Gegenpartei ebenso sehr sich Oesterreich anvertraut hatte, wobei sie dann allerdings das Unglück hatte, daß Rußland sich die vorwiegende Einflußnahme in der Schweiz vorbehielt. Der Einfluß des Auslandes war seit der Helvetik ununterbrochen da gewesen und verlor erst später sein entscheidendes Gewicht. Auf ihn mußte Rücksicht genommen werden, solange die

³⁸ Lebenslauff S. 91/92.

Schweiz schwach und uneinig war, und dies traf noch längere Zeit zu.

Reinhardts größter Gegenspieler in Zürich war Usteri. Entgegengesetzte Politik trieben die beiden Männer zwar nur auf innerzürcherischem Gebiet. Im Felde der eidgenössischen Politik waren beide konsequente Gegner der bernischen Restaurationsabsichten, jedoch von verschiedenen Grundlagen aus. Die praktischen Erwägungen Reinhardts gingen Usteri vollständig ab, er führte einen ausschließlichen Ideenkampf. Er fühlte sich als Mitwirkender in einer Auseinandersetzung, die ganz Europa umfaßte. Darum fand er nie ein persönliches Verhältnis zu Reinhard, wenn sie auch oft die gleiche Meinung vertraten. Er nannte ihn einen Mann, der sich nie zu höhern und umfassenden Ideen erheben könne, dessen Natur „jeder Geradheit widerstreite“ und der „alle Empfindung töte, um in eitlen Formwerke und selbstgefälligem Obenan sich durchzuschleppen“³⁹ Deutlich tritt uns hier der Gegensatz zwischen dem von einer Idee beseelten Usteri und dem nüchternen Staatsverwalter Reinhard entgegen. Oft konnte Usteri den Bürgermeister dank seiner überlegenen und anerkannten Scharfsichtigkeit überzeugen, gelang ihm dies jedoch nicht, so konnte er ihn mit den schärfsten Ausdrücken belegen. Usteris Ziel war die Herrschaft der Vernunft und der politischen Klugheit im Staate und dann die Gewährung der Freiheitsrechte, in erster Linie der Pressefreiheit. Demokratischen Bestrebungen war er ganz abgeneigt. Bezeichnenderweise unterstützte Usteri den aristokratischen Staatsstreich Rüttimanns in Luzern im Februar 1814, der der Luzerner Landschaft ihren Anteil an der Regierung zum größten Teil wegnahm⁴⁰. Nicht die Bauern sollten regieren, sondern eine Herrschaft der Besten war sein Ziel.

Usteri drückte den Gegensatz zwischen Zürich und Bern am schärfsten aus. Er nannte ihn zwar den Gegensatz zweier Systeme und nicht zweier Orte. Nicht als Zürcher wollte er gegen die bernischen Anmaßungen kämpfen. Seine Bestrebungen

³⁹ 7. 7. 1814 Usteri an Meyer von Schauensee StAL 16 530.

⁴⁰ 19. 1. 1814 Usteri an Meyer v. Sch. StAL 16 530.

lagen auf eine ideellen Ebene⁴¹. Die Verbindung Berns mit den Urkantonen war für ihn ein „schändlicher Bund für Obskurantismus und gegen jeden Funken von Liberalität“⁴². Die Verzögerungstaktik Berns gegenüber dem Bundesvertrag erfüllte ihn mit maßlosem Zorn, und er nannte sie geradezu ein Verbrechen. Bern schob er allein die Schuld daran zu, daß eine fremde Vermittlung im Herbst 1814 unumgänglich geworden war⁴³. Die Aufgabe Zürichs sah er in der Bekämpfung des bernischen Einflusses. „Wenn Zürich ein Verdienst in der neuesten Geschichte der Schweiz hat, worin fände es sich als in seiner Opposition gegen das System von Bern in den Jahren 1813—15? Wo wären wir ohne diese Opposition hingekommen?“ schrieb Usteri noch 1818 an Meyer von Schauensee⁴⁴. Usteri fühlte sich in seinen Bestrebungen nicht allein, sondern die ehemalige Reformpartei der Helvetik hielt auch jetzt noch zusammen und war untereinander durch Briefwechsel in ständigem Kontakt. Nur Meyer von Schauensee hatte sich von ihnen ganz zur aristokratischen Partei geschlagen, allerdings mit Unterstützung Usteris, wie wir sahen, und ohne den Kontakt abreißen zu lassen. Die verschiedene Einstellung gegenüber Bern, das von Meyer verteidigt wurde, konnte ihr Einvernehmen nicht verhindern, da dieses sich vorwiegend auf die gemeinsame Stellung gegenüber dem ultramontanen Katholizismus gründete. Mit Escher (von der Linth), Rengger, Müller-Friedberg, Stapfer, Ochs und anderen verbanden Usteri die gleichen Gesinnungen und die gleiche Anschauung über die politische Lage⁴⁵. Usteri war in der Politik der einflußreichste Mann des ganzen Kreises durch seine Stellung im Zürcher Staatsrat und durch seine vielbeachtete journalistische Tätigkeit. Er hatte in Zürich keine feste Anhängerschaft hinter sich, aber ein bedeutender Teil des Kleinen und des Großen Rates anerkannte seine Fähigkeiten und gab seinen Meinungsäußerungen Unterstützung.

Bürgermeister von Wyß befand sich politisch noch als

⁴¹ 9. 3. 1814 Usteri — M. v. S. StAL 16 530.

⁴² 3. 6. 1814 Ust. — M. v. S.

⁴³ 20. 8. 1814 Ust. — M. v. S.

⁴⁴ 2. 5. 1818 Ust. — M. v. S. StAL 16 534.

⁴⁵ Briefwechsel in der ZB.

Staatsrat und auch in der ersten Zeit seines Bürgermeisteramtes im Gefolge des mehrere Jahre älteren Reinhard. In seinen politischen Ansichten stimmte er daher weitgehend mit jenen überein. Von seinem Vater her, der ebenfalls Bürgermeister gewesen war, wäre ihm eine streng konservative Haltung nahe gelegen, er sah aber gut genug die Notwendigkeit ein, jetzt auf dem Bestehenden aufzubauen und keine Rückschritte zu unternehmen. Seine Wahl im Dezember 1814 drückte den Willen der Mehrheit in den Zürcher Räten zur weitgehenden Beibehaltung der Einrichtungen der Mediationsverfassung aus. Es gab zwar auch in Zürich Ultrakonservative, die die Rückkehr zu den Zuständen von 1798 wünschten, wie z. B. der Gerichtsherr Georg Escher von Berg, doch blieben sie ohne Einfluß. Für Wyß war der Gedanke einer dauernden Spaltung zwischen Bern und Zürich unerträglich. Vom Beginn seiner Amtstätigkeit an suchte er die Standpunkte der Parteien einander zu nähern, ohne allerdings die zürcherischen Anschauungen aufzugeben. Von der bernischen Seite aus wurde er als der zugänglichste Magistrat Zürichs betrachtet⁴⁶. Aus der gegenseitigen Einsicht in die Notwendigkeit einer Uebereinstimmung zwischen den Vororten ging eine dauernde Freundschaft Wyß' mit dem bernischen Schultheißen von Mülinen hervor, die später auch durch Heiratsbeziehungen verstärkt wurde. Die Aufrechterhaltung von persönlichen Beziehungen schien beiden das Mittel zu sein, das Einverständnis unter den Vororten aufrechtzuerhalten und Mißverständnisse zu vermeiden⁴⁷. Die Verbindung zwischen Wyß und der Tochter Mülinens gab Anlaß zu vielen Kommentaren, man nannte sie eine politische Heirat. Usteri gefiel der Vorgang nicht, und während Wyß die langsame Annäherung an Bern suchte, blieb er in seiner ablehnenden Haltung. Nicht zuletzt den Bemühungen Wyß' und Mülinens war es aber zu verdanken, daß der Gegensatz der beiden Vororte allmählich seine Schärfe verlor, ohne jedoch ganz zu verschwinden.

⁴⁶ 14. 1. 1815 Fischer — Mülinen, StB Nachl. v. M. 43.
von Wyß, Leben., II, S. 160.

⁴⁷ 28. 12. 1816 Wyß — Mülinen FA. vW. VI, 105.

Die Mitglieder der zürcherischen Regierung stimmten in ihrer eidgenössischen Politik weitgehend überein, dasselbe gilt auch für die bernische. Die Politik Berns in der ersten Restaurationszeit wurde hauptsächlich durch Schultheiß von Wattenwyl bestimmt. Im Gegensatz zu Reinhard ging sein Handeln von einem Prinzip aus. Er war ein grundsätzlicher Gegner der Revolution in jeder Form. Ihre Urheber und Vertreter waren seine Feinde. Hinter jeder Bewegung vermutete er revolutionäre Umtriebe. Wattenwyl war der hauptsächlichste Anwalt der bernischen Restitutionspolitik, er setzte sich ganz für diese ein. Er war zwar am konservativen Umsturz in Bern im Dezember 1813 nicht beteiligt gewesen und hatte ihn zu verhindern gesucht, da er ihn für schädlich und gegen die Interessen der Schweiz gerichtet hielt, aber nach der Proklamation Schwarzenbergs über die Aufhebung der Mediationsakte fühlte er sich nicht mehr gehindert, sich zur Verfügung zu stellen und zum Schultheißen wählen zu lassen. Von da an widmete er sich ganz den bernischen Interessen in engstem Einvernehmen mit dem ihm befreundeten Schultheißen von Mülinen, aber an Einfluß ihn übertreffend. Die beiden Kollegen führten eine sehr lebhaftes Korrespondenz unter sich, in der sie alle politischen Fragen besprachen. Die Uebernahme des Einflusses in der Schweiz durch den russischen Kaiser war für Wattenwyl ein schwerer Schlag, da er seine ganzen Hoffnungen auf Oesterreich gesetzt hatte. Nun glaubte er sich fragen zu müssen, ob wohl die Souveräne oder die Miteidgenossen in Zürich und in den neuen Kantonen größere Jakobiner seien⁴⁸. Von Zürich schien ihm von da an überhaupt nichts Gutes mehr zu erwarten zu sein, und er erklärte es für unmöglich, sich mit der zürcherischen Regierung zu verständigen, solange diese auf einer revolutionären Verfassung beruhe⁴⁹. In Zürich bestand nämlich noch bis im Juni 1814 die Mediationsverfassung, da man die Notwendigkeit einer Aenderung nicht für dringend ansah. Wattenwyl war, wie dieses Beispiel zeigt, sehr doktrinär und von theoretischen Ueber-

⁴⁸ 18. 1. 1814 Wattenwyl — Mülinen StB Nachl. v. M. 43.
(Die Gegenbriefe Mülinens im Nachlaß von Wattenwyl waren mir nicht zugänglich.)

⁴⁹ 7. 4. 1814 Wattenwyl — Mülinen.

legungen bestimmt. Dies gilt im übrigen auch für die ganze Berner Regierung. Wattenwyl war es, der den Gegensatz zu Zürich am meisten empfand. Er hielt an der Betonung dieses Gegensatzes fest, als sein Kollege Mülinen längst begonnen hatte, auf eine Aussöhnung der beiden Orte hinzuarbeiten.

Mülinen war in der Grundhaltung völlig übereinstimmend mit Wattenwyl, im Vorgehen dagegen gemäßigter. Es war nicht seine Stärke, Entschlüsse zu fassen und fest aufzutreten. Sein Gebiet waren viel eher die genaue Ueberlegung und das diplomatische Vorgehen. Er war es zum Beispiel, der Reinhard durch das Angebot der Landvogtei Baden im Mai 1814 für die bernischen Absichten zu gewinnen suchte⁵⁰. Mülinen widmete sich neben den Staatsgeschäften ganz der Geschichtsforschung, Wattenwyl dagegen war Militär. Mülinen liebte es, die geschichtlichen Grundlagen der politischen Vorgänge zu erläutern. Wir sehen dies sehr schön in einem der ersten Gesandtschaftsberichte von der langen Tagsatzung. Nach den Aeüßerungen der fremden Gesandten sah Mülinen die Hoffnung auf den Wiedererwerb der verlorenen Provinzen vorläufig für vergeblich an, und er erörterte die von nun an zu beziehende Stellung Berns. Er sah voraus, daß Zürich sehr bald versuchen würde, sich Bern wieder zu nähern. Falls dies stattfinde, so sei die Einheit der Schweiz hergestellt, falls nicht, so würden in der Schweiz zwei Parteien bestehen, von denen die eine aus Zürich, den neuen und den alten protestantischen Kantonen zusammengesetzt mit Unterstützung der Mächte die stärkere sein werde, wogegen die andere aus Bern und den alten katholischen Orten bestehend sich mit der Zeit an Frankreich anlehnen müsse und damit der ersten gleichkommen werde. Dem früheren „System des Zusammenschlusses der protestantischen Stände“ und demjenigen des „bloßen politischen Vorteils“ stellte Mülinen dasjenige der Rechtlichkeit und Loyalität gegenüber⁵¹. Er selber erklärte sich für das Letztere. Auch Mülinen ließ sich von festen Prinzipien leiten. Er faßte die Dinge als ein zu lösendes Problem auf; Wattenwyl dagegen fühlte sich von ihnen

⁵⁰ 7. 6. 1814 Mülinen — Reinhard FA. Rhd. 26.

⁵¹ 5. 4. 1814 Legationsbericht Mülinens.

viel mehr persönlich berührt, seine Briefe sind viel weniger sachlich, sondern voll von Klagen und Beschuldigungen. Im Gegensatz zu seiner Meinungsäußerung im Gesandtschaftsbericht nahm Mülinen aber schon bald und von Jahr zu Jahr zunehmend den privaten Kontakt mit Bürgermeister von Wyß auf und bekannte sich zu der Notwendigkeit des Zusammenschlusses. Später setzte er sich mit dieser Haltung sogar in Gegensatz zu seinem Kollegen Wattenwyl und suchte eine Mehrheit für seinen Plan zu gewinnen⁵².

Das Prinzip der Legitimität beherrschte in Bern das politische Denken, gleich wie in allen andern restaurierten Staaten. „Rechtlichkeit“ begründete die Maßnahmen der Regierung. Mülinen hatte eine starke Neigung zu einer theoretischen Anschauung der Dinge, aber am größten war diese wohl bei dem extremsten Vertreter der bernischen Restaurationspolitik, Professor Karl Ludwig von Haller. Dieser beschränkte seine Wirksamkeit nicht auf Bern, sondern betätigte sich auch auf eidgenössischem Boden, besonders im Sommer 1815 in den Urkantonen, oft in Zusammenarbeit mit ausländischen reaktionären Kräften. Innerhalb der bernischen Regierung war er der hauptsächliche Vertreter der Opposition, die im Gegensatz zu der gemäßigten Politik der Regierung keinen Unterbruch in dem rastlosen Streben nach Wiederherstellung und Restauration duldete und alle dazu geeigneten Mächte wie Oesterreich, die Bourbonen, den Papst und die Jesuiten für ihre Ziele aufbieten wollte. Haller als Professor der Staatswissenschaften war wohl am stärksten daran beteiligt, daß die bernischen Ratsvorträge der Zeit so außerordentlich theoretisch und unpraktisch anmuten. Hallers Einfluß war in vielen Dingen groß, doch gelang es ihm nie, den bernischen Kurs ganz zu bestimmen.

Noch am Beginn seiner erfolgreichen Laufbahn stand in den ersten Jahren nach 1815 der spätere Schultheiß Emanuel Friedrich von Fischer. Trotz seiner Jugend erhielt er öfters diplomatische Aufträge, die er mit großem Pflichtbewußtsein und Geschick erledigte, so daß wir auch ihn berücksichtigen

⁵² 7. 9. 1818 Pieth, Gruner S. 106.

müssen. Seine politischen Anschauungen waren gemäßigt, er folgte der Linie der beiden Schultheißen, mit denen ihn sehr freundschaftliche Beziehungen verbanden. Fischer wurde durch die Erteilung wichtiger Aufträge für sein späteres Amt gut vorbereitet. Er nahm aber keine selbständige Stellung innerhalb der Berner Regierung ein.

Die bernische Regierung umfaßte Mitglieder verschiedener politischer Richtungen, Liberale vom Schlage Usteris waren jedoch in ihr nicht vertreten. Die Grundrichtung eines mehr oder weniger gemäßigten Konservatismus war den Regierungen von Zürich und Bern gemeinsam, die extremen Ausläufer gingen jedoch in entgegengesetzter Richtung. Ihre Stellung innerhalb der Eidgenossenschaft war es, die den Gegensatz zwischen den beiden Kantonen bestimmte, die alte Rivalität lebte in der Restaurationszeit noch einmal auf.

Das Verhalten in konfessionellen Angelegenheiten

Nicht dem politischen Gegensatz zwischen Zürich und Bern im allgemeinen sollte unser Hauptinteresse gelten, sondern dessen Auswirkung auf dem Gebiet der konfessionellen Fragen in der Eidgenossenschaft. Wir werden beobachten, wie Bern in den Jahren 1814—1816 an gewissen Punkten den katholischen Interessen so deutliche Konzessionen machte, daß man dahinter eine prinzipielle Wandlung seiner Staatsgrundsätze vermuten muß, während in Zürich nichts anderes als der traditionelle Protestantismus zu wirken scheint. Bei näherem Zusehen wird dieser Unterschied der Haltung von Zürich und Bern immer deutlicher werden und überall dort auftreten, wo sich das Problem des Zusammenlebens der Konfessionen stellt. Schon die Verbindung zwischen Bern und den Urkantonen auf politischem Gebiet, die bisher rein aus konfessionellen Gründen nicht möglich gewesen war, zeigt, wie sich die Verhältnisse geändert hatten. Wir werden aber sehen, daß Bern so weit ging, auch in spezifisch konfessionellen Fragen für die katholische Seite Partei zu nehmen, um von dieser Unterstützung in seinen politischen Zielen zu erlangen. Die Wiederherstellung der alten Ordnung, die Rückgewinnung der abgerissenen Gebiete von Waadt und Aargau, die Rechtlichkeit seiner Ansprüche—all das war für Bern wichtiger als das Eintreten für die Sache des Protestantismus. Wir sahen, wie Bern Unterstützung suchte, um seine politische Stellung in der Schweiz zu wahren. Nicht nur von Frankreich und von den katholischen Orten der Schweiz erwartete Bern Rückhalt, sondern es strebte auch darnach, die Unterstützung der päpstlichen Macht für sich zu gewinnen. Dafür finden wir den besten Beleg und gewissermaßen das Programm in einem Brief des Schultheißen von Wattenwyl an seinen Amtskollegen von Mülinen. Es heißt darin: „Je ne crains pas pour ma part la curia Romana, parceque j’ai la conviction

qu'elle n'est plus à craindre aujourd'hui dans le sens où elle l'était jadis. Mais je la regarde comme le plus utile appui contre l'esprit de jacobinisme et que nous trouverons en elle un ennemi à mort des principes subversifs de la révolution. C'est chez les catholiques le seul contrepoids à cette maudite secte qui nous fait tant de mal en Suisse. — Nous avons depuis la restauration adopté la marche de nous mettre à la tête du parti catholique en Suisse, et je crois que nous avons bien fait; cela nous donne une base assez large; mais pour pouvoir jouer utilement ce rôle politique il est essentiel pour nous d'être en bonne intelligence avec la cour de Rome, et celle-ci a un grand intérêt de nous ménager parcequ'elle connaît notre esprit tolérant, notre loyauté dans les promesses faites et notre haine pour le jacobinisme¹.

Dieser Brief ersetzt uns eine ganze, größere Einleitung zu diesem Kapitel. Was wir aus den einzelnen Vorkommnissen hätten abwägend zusammentragen und zu einer vorsichtigen Behauptung zusammenstellen müssen, erscheint hier in klaren Worten ausgedrückt. Berns Feind ist der „Jakobinismus“, dieser muß verfolgt werden, wo immer es möglich ist. Der größte Gegner des Jakobinismus ist aber die katholische Kirche. Daher muß sich Bern in seinem notwendigsten Interesse mit ihr verbünden. Bern ist zwar protestantisch, doch ist man immer sehr tolerant gewesen und kann sich daher dieses politische Einverständnis leisten. Die übrigen protestantischen Orte haben sich der Revolution verschrieben, auf sie ist daher keine Rücksicht zu nehmen.

Dies sind die Ueberlegungen Wattenwyls. Aehnliche Aeüßerungen liegen uns auch von seinem Kollegen von Mülinen vor. Sie stammen aus der gleichen Zeit, wir entnehmen sie dem Tagebuch der bernischen Gesandtschaft zur Tagsatzung von 1816. Bei der Besprechung der Beziehungen zu den ausländischen Mächten kam Mülinen auf die päpstliche Nuntiatur zu sprechen und sagte, das Verhältnis zu ihr sei in den letzten Jahren wichtiger als je geworden. Es sei selbstverständlich, daß Rom in der letzten Zeit begonnen habe, seine Vorposten dies-

¹ 17. 7. 1816 Wattenwyl — Mülinen.

seits der Alpen auszubauen, da es gemeinsame Interessen mit denjenigen Kantonen habe, die gegen den Jakobinismus einstünden. So habe sich von selbst ein Einfluß der Nuntiaturs bei der rechtlichen Partei ergeben, weil die Revolutionäre die Religion und das Papsttum ebenso sehr verfolgten wie die Throne und rechtsmäßigen Regierungen. Der päpstliche Hof behauptete dagegen mit unablässiger Standhaftigkeit den Grundsatz der Unveräußerlichkeit einmal besessenen Eigentums und der Unverjährbarkeit der Rechte². In anderen Worten haben wir hier noch einmal dasselbe, was wir oben kurz zusammenfaßten.

Die in diesen Äußerungen auftretende Gesinnung der Berner Regierung blieb in Rom nicht verborgen, und man war erfreut über diese zuvorkommende Haltung. Man war sich zwar bewußt, daß Bern diese Haltung nur einnehme, um sich Zürich und den andern protestantischen Orten politisch entgegenzusetzen, als die Hauptsache aber empfand man den Nutzen, den die katholische Sache daraus ziehen konnte. Von Bern erwartete man Unterstützung für alle Aktionen der Kurie in der Schweiz, dagegen wußte man in Rom, daß der konsequenteste Gegner der römischen Bestrebungen in Zürich zu erblicken sei³. Verschiedene Male zeigte sich der Gegensatz zwischen Zürich und Bern bei Streitigkeiten um kirchliche Dinge, zum ersten Mal bei den Verhandlungen um den Klosterartikel des Bundesvertrages.

Der Klosterartikel

Als die Lange Tagsatzung im Mai 1814 im Begriff war, unter heftigen Auseinandersetzungen eine erste Fassung des neuen Bundesvertrages fertigzustellen, warf der Nuntius Testaferrata, der auch für sich noch etwas zu gewinnen suchte, einen neuen Gegenstand in den Streit. Er reichte eine Note ein, in der die folgenden Dinge gefordert wurden: 1. Garantie der Religion in den katholischen und gemischten Kantonen und

² Tagebuch der bernischen Gesandtschaft an der Tagsatzung von 1816 StB.

³ 19. 10. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816.

Zusicherung voller Kultusfreiheit. 2. Wiederherstellung der Klöster und Kapitel unter dem Schutz der Kantone wie vor 1798 und Garantie der kanonischen Existenz derselben. 3. Garantie aller vorhandenen geistlichen Güter und ihrer freien Administration mit Zusicherung, daß sie wenigstens nicht mehr als andere Güter besteuert werden dürfen. Die erste Forderung wurde sogleich nach der bisherigen Uebung als eine kantonale Angelegenheit aus den Beratungen ausgeschlossen. Nur Freiburg hatte über die Verhältnisse einiger katholischer Dörfer in der Waadt mehreres auszusetzen, worüber einzelne Gesandte ziemlich in Eifer gerieten, doch ließ man alles auf sich beruhen. Die Wiederherstellung aller Klöster nach dem Zustande von 1798 wurde allgemein abgelehnt, dagegen fand die Gewährleistung ihrer kanonischen Existenz bei den katholischen Orten Zustimmung. Unter dem Worte „kanonisch“ verstand der Nuntius viel mehr, als die Kantone darunter verstanden haben wollten, man einigte sich dann aber mit ihm darauf, daß das Wort nicht mehr bedeuten solle, als daß kein Kloster ohne Zustimmung des Papstes aufgehoben werden könne.

Es stellte sich nun die Frage, ob die Gewährleistung in einem allgemeinen Tagsatzungsbeschluß, in einem Konkordat aller zustimmenden Stände oder in einem Verfassungsartikel ausgesprochen werden sollte⁴. Die Urkantone bestanden heftig auf dem letztern, denn nur ein Artikel der neuen Bundesverfassung schien ihnen genügende Garantien zu bieten. Es folgte eine lebhaftete Diskussion, über deren Einzelheiten uns leider der Abschied keine Auskunft gibt. In der Abstimmung fiel die Entscheidung durch die Stimmen von Basel und Schaffhausen, von denen es im Abschied ausdrücklich heißt, daß sie aus Rücksicht auf den hohen Wert, den die dem katholischen Glaubensbekenntnisse zugetanen Kantone darauf legten, sich zur Zustimmung entschlossen hätten. Die Vertreter Basels und Schaffhausen glaubten dem Zustandekommen einer endlichen Einigung ihre konsequent protestantische Haltung, welche die alleinige Begünstigung der katholischen Konfession im Bun-

⁴ 25. 5. 1814 Reutti — Müller-Friedberg StAStG.
Müller-Friedbergarchiv.

desvertrag nicht hätte dulden können, aufopfern zu sollen, da die Urkantone mit allem Nachdruck die Aufnahme des Artikels forderten und den ganzen Bundesvertrag nur mit diesem Artikel annehmen wollten⁵. Der bernische Vertreter Stürler aber hatte, als erster von den protestantischen Gesandten stimmend, in der vorliegenden Frage eine ausgezeichnete Gelegenheit erblickt, die politischen Absichten Berns zur Geltung zu bringen. Obwohl er keine Instruktionen für den besondern Fall besaß, konnte er sich doch an die allgemeine Tendenz der bernischen Regierung, die Urkantone zu unterstützen und für Bern zu gewinnen, halten. Er schrieb am folgenden Tag in seinem Legationsbericht: „Ich war zwar ohne Instruktion, allein ich kannte hinlänglich die Gesinnungen Euer Gnaden und in jedem Fall glaubte ich ohne Anstand in einem für die Urstände so wichtigen Falle unsere Mitwirkung aussprechen zu sollen, da ein bloßes Referendum der Sache eine schlimme Wendung gegeben hätte“⁶. Stürler war überzeugt davon, daß allein sein rasches Eintreten für den Artikel die Annahme in der Tagsatzung ermöglicht habe. Der Gedanke an eine Auswirkung des Beschlusses auf die konfessionelle Lage war ihm dabei völlig fremd.

Der Klosterartikel war der einzige positive Erfolg, den die Urkantone und Bern in der ganzen Verhandlung davontrugen. Bern sah in ihm einen Sieg in seinem konsequenten Kampf für die Legitimität und Rechtlichkeit. Einige Zeit später diente er ihm sogar auch als Empfehlung in Rom, um dieses für Bern einzunehmen. Zürich stimmte gegen den Artikel und behielt sich im Abschied seine Konvenienz vor, mußte sich aber durch den Verfassungsartikel doch gebunden fühlen. Aus Zürich sind uns keine Äußerungen zum Klosterartikel bekannt; man ging darüber hinweg, weil die hauptsächlichsten Streitpunkte, nämlich die Gebietsansprüche Berns und der Urkantone noch nicht erledigt waren. Auch in den andern Orten fand die Entscheidung wenig Widerhall.

⁵ 2. 6. 1814 Wattenwyl — Mülinen.

⁶ 28. 5. 1814 Legationsbericht Stürlers StAB Akten des Geheimen Rates II³.

Es hätten allerdings Gründe bestanden, sich über die Aufnahme des Artikels in den Bundesvertrag aufzuregen. Da er sich nur auf das Religionsinteresse einer Partei bezog, gehörte er nicht in den allgemeinen Bundesvertrag, und es ergab sich nun die Möglichkeit, daß die reformierten Kantone dazu mit-helfen mußten, einem katholischen Ort ein Kloster, das er nicht mehr haben wollte, aufzuzwingen⁷. Nicht dies war ja dann aber die Folge des Klosterartikels, sondern jene Spannung zwischen den Kantonen, die schließlich zum Sonderbundskrieg führte. Wilhelm Oechsli sagt in kräftigen Ausdrücken, daß der Klosterartikel dem Bundesvertrag den Stempel aufgedrückt habe, andererseits aber „der Nagel zu seinem Sarge“ geworden sei⁸.

Nachdem wir an einem Beispiel gesehen haben, wie in Bern die konfessionellen Schranken im Interesse der Politik überschritten wurden, müssen wir uns jetzt mit dem Verhalten Zürichs befassen. Es lassen sich verschiedene Äußerungen von bernischer Seite bieten, die die konfessionell orientierte zürcherische Politik kritisierten und ihr die traditionelle bernische Toleranz gegenüberhielten.

Im Januar 1814 weilten die alliierten Kaiser in Basel und wurden von den Delegierten der verschiedenen Parteien auf-gesucht, unter denen sich auch Schultheiß von Mülinen befand. Dieser schrieb in einem Rapport nach Bern, der zürcherische Abgeordnete Reinhard interessiere sich neben der Frage der Zentralisation des Bundes und derjenigen der Verteilung der Ortsstimmen nur für die Erhaltung der konfessionellen Pari-tät⁹. Ihm selber war an der Wiederherstellung des alten Kan-tons Bern mehr gelegen. Die konfessionelle Parität im Bund bekümmerte ihn weniger.

Am 12. April 1814, kurz nach der Eröffnung der Langen Tagsatzung, nachdem Bern sich endlich bereit erklärt hatte, an der Tagsatzung in Zürich teilzunehmen, verfaßte der ber-nische Gesandte Stürler einen Legationsbericht, der eine ähn-liche Äußerung enthält: „Euer Gnaden wollen versichert sein,

⁷ Tillier, Restauration III, S. 338/9.

⁸ Oechsli II, S. 129.

⁹ 19. 1. 1814 Aufzeichnung Mülinens Nachl. Mülinen.

daß wir die Rechte und die Ehre des Hohen Standes stets im Herzen tragen und nach Pflicht und Gewissen als Berner handeln werden. Zürich will wieder das politische System der Religion geltend machen und darauf die Notwendigkeit begründen, daß nicht durch Trennung der reformierten Teile des Aargaus in demselben ein rein katholischer Kanton übrigbleibe¹⁰. Das „politische System der Religion“ war für Bern ein überwundener Standpunkt. Zürich aber schien daran festzuhalten. Bern machte es nichts aus, einen neuen katholischen Kanton in der Eidgenossenschaft zu haben, da ja die Verschiebung des Stimmenverhältnisses zugunsten der katholischen Orte seine Partei stärkte. Zürich aber war die Sache nicht gleichgültig.

Reinhard wollte nicht, daß, wenn Bern seinen ehemaligen Teil des Aargaus zurückerhalten sollte, ein katholischer Rest als Kanton Baden bestehen bleibe¹¹. Er wandte sich gegen jede Veränderung des Stimmenverhältnisses zwischen katholischen und reformierten Orten innerhalb der Eidgenossenschaft. Leider haben wir von ihm selber keinen schriftlichen Beleg dafür, der uns nähern Aufschluß geben könnte über die Gründe, die er dafür vorbrachte. Auf alle Fälle befand sich aber Reinhard mit dieser Auffassung in voller Uebereinstimmung mit der Zürcher Regierung. Aehnlich steht es mit seinem Verhalten am Wiener Kongreß.

Die Veltlinerfrage

Reinhard widersetzte sich in Wien der Bildung eines neuen katholischen Kantons aus dem Veltlin, und der bernische Historiker Tillier schreibt darüber, Zürich und die evangelischen Orte hätten aus Furcht vor dem Uebergewicht der katholischen zugestimmt¹². Auch hier haben wir keine Aussage von Reinhard selber, die sicher auf eine konfessionelle Begründung schließen lassen könnte, und ebensowenig eine direkte Aeußerung der Zürcher Regierung. Um zur Bestätigung oder Ver-

¹⁰ 12. 4. 1814 StAB Akten des Geheimen Rates II³.

¹¹ Fischer, Wattenwyl S. 308.

¹² Tillier, Restauration I, S. 283.

werfung der Behauptung Tilliers über das Konfessionsprinzip in der Politik Zürichs etwas aussagen zu können, wird es notwendig, Reinhardts Verhalten am Wiener Kongreß näher zu untersuchen und die Gründe auseinanderzusetzen, die er haben konnte. Die Rolle Reinhardts ist in den zahlreichen Darstellungen der Veltlinerfrage und in den Gesamtdarstellungen der Schweizergeschichte meist sehr einseitig aufgefaßt, so daß versucht werden muß, ohne allzusehr vom eigentlichen Thema abzukommen, das Ganze im Hinblick auf die Absichten und die Möglichkeiten Reinhardts noch einmal aufzurollen.

Soweit die Schweizergeschichte sich mit der Veltlinerfrage befaßt, hören wir Tadel und Vorwürfe gegen den Bürgermeister Reinhard. Wie wir schon früher sahen, wurde er schon zu einer Zeit sehr angefeindet, seinen schlechten Ruf in der Schweizergeschichte hat er aber vorwiegend im Zusammenhang mit der Veltlinerfrage erworben. Dies hängt mit der besonderen Stellung, die der Verlust des Veltlins in der Schweizergeschichte einnimmt, und mit der Veränderung der schweizerischen Staatsauffassung im Laufe des 19. Jahrhunderts zusammen. Im Jahre 1815 machte der Verlust des Veltlins in der Eidgenossenschaft noch keinen allzugroßen Eindruck. Kaum jemand befaßte sich näher mit dem Ereignis. Ob das ehemalige Untertanengebiet eines früher nur zugewandten Ortes zur Schweiz geschlagen werde oder abgetrennt bleibe, war den meisten Schweizern gleichgültig, solange es darum ging, den eidgenössischen Bund vor Bürgerkrieg und Auflösung zu bewahren. Die spätere Geschichtschreibung jedoch, ausgehend von der Situation der Eidgenossenschaft in ihrer eigenen Zeit und unter dem Eindruck der neuen Organisation des Bundesstaates, sah die Entwicklung der Schweiz als Ganzes an und stellte fest, daß mit der endgültigen Abtrennung des Veltlins seit dem Frieden von Freiburg von 1516 der erste und einzige dauernde Verlust an Schweizergebiet eingetreten war. Sie sah es als eine wesentliche Aufgabe an, die Gründe dafür darzustellen, warum das Veltlin nicht hatte behauptet werden können, und die ganze Angelegenheit wurde allein von dieser Frage aus betrachtet. Das Veltlin aber war in jener Zeit nicht das einzige politische Problem.

Was die Schweiz am Wiener Kongreß zu suchen und zu erwarten hatte, war in erster Linie der schiedsrichterliche Entscheid über die Gebietsansprüche und Entschädigungsforderungen der alten Stände gegenüber den neuen, in zweiter Linie die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und Neutralität. Außerdem hatte die Gesandtschaft noch den Auftrag, Erklärungen und Auskünfte zu erteilen, sowie die Gebiete, welche man ihr schon zurückzugeben versprochen hatte, herauszuverlangen. Die Schweiz hatte kein Stimmrecht bei den Entscheidungen des Kongresses, sie war auch nicht Verhandlungspartner, sondern nur ein mehr oder weniger umstrittenes Objekt¹³. Dies waren die Voraussetzungen für die Mission Reinhards und seiner Mitgesandten. Die Mächte waren der Eidgenossenschaft günstig gesinnt, da alle ein Interesse an dem Bestehen einer unabhängigen und starken Schweiz hatten; und weil durch die Tätigkeit der alliierten Gesandten in der Schweiz alles vorbereitet war, ergaben sich aus den Verhandlungen keine Schwierigkeiten, außer in der Veltlinerangelegenheit.

Am 12. September 1814 war die Gesandtschaft zum Wiener Kongreß ernannt worden. Reinhard hatte die Regierung von Graubünden schon früher um eine Darstellung ihrer Ansprüche auf das Veltlin gebeten. Die Bündner Regierung hatte darauf in einer Note geantwortet, sie halte zwar die Rückerstattung des Veltlins an die Schweiz für notwendig, aber es dürfe auf keinen Fall mit Graubünden vereinigt werden, da dieses sich nicht durch seine früheren Untertanen regieren lassen wolle¹⁴. Die Bevölkerung der ehemaligen Untertanengebiete betrug nämlich 80 000 Einwohner katholischer Konfession, diejenige des alten Kantons Graubünden dagegen nur 70 000, von denen ungefähr 2/3 Protestanten waren¹⁵. Daraus ergibt sich ohne weiteres die Rechtfertigung dieser Haltung, denn mit der Angliederung an Graubünden wäre eine vollständige Umwälzung der inneren Verhältnisse des Kantons eingetreten. Die

¹³ 6. 11. 1814 Reinhard — Müller-Friedberg StAStG
Instruktion der Tagsatzung an Reinhard
Abschied 1814/15 II, Beilage A.

¹⁴ 2. 9. 1814 Note der Bündner Regierung Fa. Rhd. 28.

¹⁵ Zahlen nach Oechsli II, S. 274.

früheren Untertanen hätten durch ihre Mehrheit Graubünden beherrscht, und der Kanton wäre überwiegend katholisch geworden. Reinhard war einerseits mit den Bündnern einverstanden, andererseits aber mit der Tagsatzung und den alliierten Gesandten übereinstimmend der Meinung, daß alle früher zur Schweiz gehörenden Gebiete zu ihr zurückkehren müßten und daß man sie auf keinen Fall ablehnen könne. Aus diesen beiden Voraussetzungen ergab sich zunächst als einzige Möglichkeit, das Veltlin als selbständigen Kanton an die Schweiz anzuschließen. Dies erschien aber Reinhard undenkbar, denn nach seiner Meinung durfte die Zahl der Kantone nicht vermehrt werden.

Die Hauptsache war ihm jedoch zunächst, dafür zu sorgen, daß dieses Problem innerhalb der Eidgenossenschaft gelöst werde, damit daraus keine Schwierigkeiten in Wien für die Abtretung des Veltlins entstehen könnten. Reinhard wollte freie Hand für eine Zwischenlösung, die ihm vorschwebte, behalten. Der Kongreß sollte lediglich, wie die Mächte es versprochen hatten, die Rückgabe aller abgerissenen Gebiete aussprechen. Damit er aber auf die Frage nicht aufmerksam gemacht werde, verhinderte Reinhard schon die Diskussion in der Tagsatzung durch, daß er ihr das Schreiben der Bündner Regierung, indem der Vorschlag zur Errichtung eines Kantons Veltlin ausgesprochen wurde, vorenthielt. Die Tagsatzung gab in ihrer Instruktion daher nur den Auftrag, für die Rückgabe des Veltlins besorgt zu sein, ließ aber die Frage der Art und Weise offen, „da sich die Bündner Regierung darüber nicht erklärt habe“.

Die Regie Reinhard's klappte jedoch nicht, indem die Bündner Regierung der Tagsatzung anfangs November eine neue Eingabe einreichte, in der unter Berufung auf die frühere Note wiederum die Entschädigung für die Konfiskationen vom Jahre 1797 gefordert, dagegen wenig Interesse am Veltlin gezeigt wurde. Graubünden verlangte vielmehr Entschädigung für die abgerissenen Untertanengebiete, gleichgültig ob sie mit der Schweiz oder mit Oesterreich vereinigt würden. Die Tagsatzung wollte von Abtretung an Oesterreich nichts hören und bestätigte ihre bisherige Instruktion, daß das Veltlin zur Schweiz

kommen müsse, aber wiederum ohne die Art und Weise der Vereinigung näher zu bezeichnen. Am 13. Dezember machte die Bündner Gesandtschaft auf der Tagsatzung ihren Standpunkt in einer Denkschrift noch einmal klar. Die diplomatische Kommission nahm sich der Sache an und erstattete am folgenden Tage Bericht. Aus diesem geht hervor, daß die Kommission mit dem Vorgehen Reinhards vollkommen einverstanden war. Auch sie suchte die ganze Angelegenheit möglichst unauffällig zu machen, um dem Kongreß keinen Anlaß zu näheren Erörterungen zu geben, Sie ersuchte daher die Tagsatzung, die Bündner Note im Kreise der geheimsten Beratung zu behalten. Die Bemerkungen der diplomatischen Kommission sollten der Tagsatzung mündlich eröffnet werden, „weil die Natur der Sache diese Vorsicht erfordere“. Der im Abschied gedruckte Bericht fügt dann die „Hauptbetrachtung“ bei, daß der Anspruch der Schweiz auf das Vetlin „in ihrer reinen, ursprünglichen Einfachheit zu belassen“ und „jede Verwicklung sorgfältig zu vermeiden“ sei, welche so leicht „als Anlaß und Vorwand ergriffen werden könnte, um jenem Nationalinteresse der Schweiz entgegenzuarbeiten“. Mit „Verwicklung“ konnte nur die Erörterung der Art und Weise des Anschlusses gemeint werden. Der endliche Antrag der Kommission ging auf Bestätigung der früheren Instruktion mit dem Zusatz, die Gesandtschaft solle bestens dahin wirken, daß die Vereinigung unter möglichst vorteilhaften Bedingungen für den Stand Graubünden geschehe. Auf diese Art gab die Kommission der eidgenössischen Gesandtschaft die Möglichkeit, beim Eintreten von Schwierigkeiten mit der Bündner Gesandtschaft zusammenzuarbeiten und sich ihrem Standpunkt unter Umständen anzupassen¹⁶.

Die Tagsatzung nahm fast ohne Diskussion den Bericht der Kommission an und hieß ihre Anträge gut. Sie deckte also das Vorgehen Reinhards. Ob sie auch mit seinen Plänen zur Lösung des Anschlußproblems einverstanden war, läßt sich nicht leicht feststellen. Er hatte die Absicht, das Veltlin als vierten Bund an Graubünden anzuschließen und ihm jedes vier-

¹⁶ 14. 12. 1814 Abschied 1814/15 II, S. 424/5.

te Jahr die Führung der Bündner Standesstimme auf der Tagsetzung zu überlassen. Einig waren die Kantone darin, keinen weitem Ort in die Eidgenossenschaft aufnehmen zu wollen. Reinhard berichtet dies in seinen „Notizen“, aber auch von Bern kennen wir diese Ansicht sicher¹⁷.

Die gemeinsamen Versuche Reinhards mit der diplomatischen Kommission, den Kongreß nicht auf die schwebende Frage der Art und Weise des Anschlusses aufmerksam zu machen, waren aber in diesem Moment schon gescheitert, denn am 10. Dezember hatte das Ministerkomitee für die Schweizer Angelegenheiten beschlossen, die schweizerische Gesandtschaft einzuladen, zusammen mit den Vertretern Graubündens und des Veltlins einen Vorschlag für den Angliederungsmodus der drei Landschaften auszuarbeiten. Reinhard legte nun dem Komitee seine Kompromißlösung vor. Die Bündner Gesandten erklärten, für die Angelegenheit nicht instruiert zu sein, und die Veltliner lehnten überhaupt die Zustimmung zum Anschluß an die Schweiz ab. Darauf wurde der Vorschlag Reinhards vom Ministerkomitee entgegengenommen und zu den Akten gelegt. Nachträglich protestierten aber die Bündner, und ihre Regierung schickte eine neue Gesandtschaft nach Wien, um die Reinhard'sche Lösung zu verhindern. Sie verlangten ihrerseits den Anschluß von Bormio und Chiavenna an Graubünden, während das Veltlin an Oesterreich abgetreten werden sollte. Reinhard folgte ihrem Vorschlag nachträglich, fand aber bei den Ministerien keine Zustimmung, da diese an seinem ursprünglichen Plan festhielten. Zu Beginn des Jahres 1815 war aber infolge des am 3. Januar geschlossenen Einverständnisses zwischen England, Frankreich und Oesterreich eine Aenderung der Lage auf dem Kongreß eingetreten¹⁸. Die Ansprüche Rußlands und Preußens waren zurückgewiesen worden. Von diesem Moment an scheint die Zuteilung der drei Landschaften an Oesterreich beschlossen gewesen zu sein. Für die Schweiz war nichts mehr zu wollen. In der Wiener Kongreßerklärung vom 20. März 1815

¹⁷ Lebenslauff S. 83.

3. 5. 1814 Wattenwil — Mülinen.

¹⁸ Martin, Histoire de la Suisse S. 224.

über die schweizerischen Angelegenheiten wurde das Veltlin ganz einfach gar nicht erwähnt.

Bei der Beurteilung der Angelegenheit müssen wir erstens einmal berücksichtigen, daß die mangelnde Zusammenarbeit zwischen Reinhard und der Bündner Regierung für den Verlust des Veltlins nicht kausal gewesen ist. Es kann höchstens angenommen werden, daß die Mächte das Land eher zurückgegeben hätten, wenn Reinhard und die Bündner einen gemeinsamen klaren Vorschlag für die Art der Anschließung hätten machen können. In bezug auf die Ablehnung des Veltlins als Mitglied der Eidgenossenschaft haben wir schon gesehen, daß die Tagsatzung keinen weiteren Kanton dulden wollte. Bei der fehlenden Bereitschaft des Veltlins zum Anschluß an die Schweiz und bei dem Mangel an Persönlichkeiten, die zur Bildung der Regierung eines eidgenössischen Ortes geeignet gewesen wären, war dieser Entscheid notwendig. Zürich hatte ein politisches Interesse an der Ablehnung, denn die Verschiebung des Stimmenverhältnisses auf der Tagsatzung wäre gegen seine Interessen gegangen. Konfessionelle Ueberlegungen, wie Tilièr sie vermutet, konnten auch eine Rolle spielen, sie traten aber nicht hervor, da sie sich mit den politischen Erwägungen deckten. Wir haben eine einzige Aussage in dieser Hinsicht, die von Bürgermeister von Wyß stammt. Er hoffte, Reinhard könne verhindern, daß aus dem Kanton Graubünden eine „katholische Mißgeburt“ entstehe. In diesem Satz finden wir den einzigen Ausdruck konfessioneller Sorge, er beweist uns aber immerhin, daß diese vorhanden war.

Es läßt sich also keineswegs sagen, daß konfessionelle Rücksichten den endgültigen Verlust des Veltlins verschuldet hätten, sofern man überhaupt von einer Schuld sprechen kann. Konfessionelle Motive übten in den entscheidenden Fragen der eidgenössischen Politik schon lange keinen bedeutenden Einfluß mehr aus, und auch in Zürich überwogen die politischen Interessen, wenn sie in Frage standen.

In der Haltung nach außen bleibt jedoch der Unterschied bestehen. Zürich vertrat seine betont protestantische Einstellung, wenn nötig, auch direkt gegenüber Bern.

Die Vereinigung des Jura mit dem Kanton Bern

Zu einem solchen Auftreten erhielt Zürich bald Gelegenheit. Wir wenden uns dem Abschluß der Vereinigung des ehemaligen Bistums Basel mit dem Kanton Bern zu. Durch den Wiener Kongreß erhielt der Kanton Bern als einziger von den Orten, welche Gebietsansprüche machten, das Bistum Basel zur Entschädigung für den Verlust des bernischen Aargaus und der Waadt zugesprochen. Damit war gleichzeitig das Problem gelöst worden, was mit dem säkularisierten Fürstbistum zu geschehen habe, das als zugewandter Ort zur Schweiz gehört hatte und ihr nun zurückgegeben werden sollte. Auch bei dieser Gelegenheit war die Herstellung eines neuen katholischen Kantons vermieden worden; da man aber von vornherein Bern eine Entschädigung geben wollte, wurde das Problem eines dreiundzwanzigsten Kantons in diesem Falle nie so akut wie in jenem des Veltlins. Der Krieg, in dem Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba zum zweiten Male niedergeworfen wurde, verzögerte die Uebergabe des Bistums an die Schweiz. Erst im August 1815 wurde es durch einen eidgenössischen Generalkommissär für die Eidgenossenschaft übernommen. Nach den Bestimmungen des Wiener Rezesses mußte Bern zuerst seine Verfassung ändern, und es mußten Vereinigungsurkunden ausgearbeitet werden, bevor das Land den Kantonen Bern und Basel übergeben werden konnte.

In Bern war die Auseinandersetzung darüber, wie weit die alten Zustände wieder hergestellt werden sollten, damals noch nicht abgeschlossen. Im allgemeinen besaß die konservative Richtung die Oberhand. Wirklich liberale Gedanken wagten sich gar nicht an die Oberfläche. Ueber die Art und Weise der Vereinigung des Jura mit dem Kanton Bern und den Umfang der damit verbundenen Verfassungsänderungen erhoben sich viele Diskussionen, die von außen lebhaft verfolgt wurden. Erschwert wurde diese Vereinigung dadurch, daß etwas mehr als drei Fünftel der Bevölkerung des neuen Landesteils der katholischen Konfession angehörten, während der Kanton Bern bis dahin ausschließlich protestantisch gewesen war. Gegenüber den Religionsinteressen dieser katholischen Bevölkerung zeigte man

sich nun in Bern außerordentlich generös. Die Vereinigungsurkunde bezeichnet den eigentlichen Anfang der ganz deutlich pro-katholischen Haltung, die die Politik Berns im Jahre 1815 und den zwei folgenden kennzeichnete.

Im Frühjahr 1815 ernannte die bernische Regierung eine Kommission für die Organisation des neuen Landesteils. Sekretär derselben wurde Professor von Haller, der hier Gelegenheit fand, seine staatsrechtlichen Grundsätze zu befolgen¹⁹. Von Anfang an wurden bezeichnenderweise in allen Fassungen der zu entwerfenden Instruktion für die Vereinigungsverhandlungen die Bestimmungen über die katholische Religion immer an die erste Stelle gesetzt²⁰. Diese gingen im wesentlichen dahin, die ungehinderte Freiheit und den Schutz der römisch-katholischen Religion zu versprechen und die Wahl der Pfarrer „wie in der ganzen katholischen Kirche“ dem Bischof zu überlassen. Die alleinige Wahl durch den Bischof war zwar ein Postulat in der ganzen katholischen Kirche, wurde aber lange nicht überall ohne Mitwirkung der weltlichen Gewalt durchgeführt. Es war wohl vorwiegend Haller, der in dieser Weise für die katholischen Interessen arbeitete. In dem „Brief an meine Familie“ behauptet er sogar, den ganzen Text der Vereinigungsurkunde verfaßt zu haben²¹. Sicher hatte er einen sehr großen Anteil daran, das sehen wir aus ihrem ganzen Inhalt. Die Kommission verriet auch sehr deutlich eine konservative Tendenz. Eines ihrer Mitglieder war im Mai auf eine offizielle Erkundigungsreise in das Bistum geschickt worden. In seinem Bericht an die Regierung heißt es: „Einzelne Anhänger der neueren politischen Systeme finden sich hier wie überall. Die katholische Geistlichkeit scheint hierin politisch viel gesünder, bei ihr findet man keine Spur von demokratischen Grundsätzen, welches hingegen von der reformierten nicht so allgemein gesagt werden kann“²². Es

¹⁹ 1. 6. 1815 StAB Manual des Geheimen Rates 4, 26.

²⁰ Juli 1815 Leberbergische Aemter, Akten III, 150 ff.
Sept. 1815 Leberbergische Aemter, Akten III, 192 ff.

²¹ S. 10 der zitierten Ausgabe.

²² 21. 5. 1815 Bericht Jenners Akten der Commission für die Organisation des Bistums Basel 1. Teil.

liegt nahe, hinter der Begünstigung der katholischen Religion eine konservativ-politische Absicht zu suchen. Die katholische Geistlichkeit sollte als staatserhaltende Macht wirken. Aehnlichen Argumentationen werden wir später noch begegnen. Die konservative Einstellung der Kommission zeigte sich auch in dem Bericht zur Einsendung ihres Instruktionsentwurfes. Am Schluß standen nämlich Bemerkungen, die mit der Vereinigungsfrage gar nichts zu tun hatten, wohl aber mit dem Problem der von den Mächten verlangten Verfassungsänderungen²³. Die Kommission empfahl darin, die Forderungen auf Oeffnung des Stadtbürgerrechts und auf eine Vertretung des Landes durch 99 von 299 Großratsmitgliedern „mit Bescheidenheit“ abzulehnen oder einfach später in ruhigerer Zeit eine Verfassungsänderung vorzunehmen, um die „Grundlage unserer rechtlichen Existenz“ wieder herzustellen. Dies kennzeichnet genügend die herrschende Richtung in der Kommission. Von dieser aber ging die bernische Zuwendung zum Katholizismus aus. Im Monat August wurde das Gebiet des Bistums der Eidgenossenschaft übergeben, und der Vorort Zürich setzte einen eidgenössischen Generalkommissär für die einstweilige Verwaltung ein.

Am 2. November traten die beiden Vereinigungskommissionen Berns und des Bistums in Biel zusammen, sie einigten sich auf Verhandlungen durch Notenwechsel, und die Berner eröffneten die Beratungen mit einer Note über die kirchlichen Angelegenheiten²⁴. In dieser hielten sie es für vorteilhaft, speziell hervorzuheben, wie sehr ihnen an den Belangen der Religion gelegen sei: sie wollten „nicht zögern, mit dem Objekt zu beginnen, das die Grundlage aller Gemeinschaft, das erste Bedürfnis und das erste Recht der Völker sei“. Der Inhalt der Note entsprach ungefähr der vom Kleinen Rat genehmigten Instruktion. Im ersten Artikel wurde „die Erhaltung, die freie Ausübung und der Schutz der römisch-katholischen Religion in allen Gemeinden des Bistums, in denen sie gegenwärtig besteht“, gewährleistet. Nach dem vierten Artikel sollten die Pfarrer gleich wie in den übrigen katholischen Ständen gewählt

²³ 25. 7. 1815 Leb. Aemter, Akten III, 180.

²⁴ 3. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 242.

werden. Der Kleine Rat hatte die alleinige Wahl durch den Bischof doch nicht zweckmäßig gefunden. Außerdem wurde die Bereitschaft zur Entgegennahme von Wünschen für die Wiederherstellung des Bistums Basel ausgedrückt.

Die Jurassier erkannten den sich ihnen bietenden Vorteil und gingen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken auf die bernische Note ein²⁵. Durch mehrere Erweiterungen verbesserten sie den bernischen Vorschlag in ihrem Sinne und präzisierten vor allem die Ausschließlichkeit des katholischen Gottesdienstes in den Gemeinden, wo er bisher bestand, und somit das Verbot jedes andern Kults an diesen Orten. Außerdem verlangten sie von neuem die Wahl der Geistlichen allein durch den Bischof. Der Baron von Billieux, der später in den Kleinen Rat gewählt wurde, versah diese Gegennote noch mit einem Begleitschreiben²⁶, in dem er die wörtliche Uebernahme derselben in die Urkunde in den höchsten Ausdrücken empfahl. Die Religion müsse geschützt werden; denn nur durch sie seien trotz der französischen Herrschaft die Moralität, die Unterwerfung unter die Gesetze und die guten Sitten bewahrt geblieben. Diese Begründung gefiel den Bernern. Ihre Kommission war der Meinung, daß diese Gegennote keine Schwierigkeiten biete²⁷, und daß man auf sie eingehen könne. Die Aenderungen der jurassischen Kommission wurden zum größten Teil angenommen. Nachdem noch eine weitere bernische Note überreicht worden war, deren Inhalt wir allerdings nicht kennen, die aber nichts wesentliches enthalten konnte, wurde die letzte Abfassung der die katholisch kirchlichen Angelegenheiten betreffenden Artikel einer Konferenz zwischen dem bernischen Ratsherrn Kirchberger von Rolle und den katholischen Abgeordneten des Bistums übertragen, die den endgültigen Text fertigstellte²⁸. Dieser entsprach weitgehend demjenigen der jurassischen Gegennote. Die Bestimmung derselben über das Verbot anderer Gottesdienste in den

²⁵ 5. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 234.

²⁶ 5. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 238.

²⁷ 6. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 240.

²⁸ 16. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 227 a.

9. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 43.

Gutachten S. 7 ff.

katholischen Gemeinden wurde zwar vereinfacht und in dem Ausdruck „einziger öffentlicher Gottesdienst“ in den ersten Artikel aufgenommen, inhaltlich änderte sich aber dadurch nichts. Auch die alleinige Wahl der Geistlichen durch den Bischof wurde in der Schlußfassung ohne weiteres zugegeben. Es kann sich bei diesen Vorgängen kaum um eine Fahrlässigkeit der Vereinigungskommission handeln; das Zugeständnis wurde bewußt gemacht. Damit sollte der Jura für die Sache Berns gewonnen werden. Man war zwar in Bern schon einen Monat früher von Basel aus auf das wichtige Problem der Gewährleistung des katholischen Gottesdienstes aufmerksam gemacht worden²⁹. Ratsherr La Roche-Merian hatte bei den Beratungen im Basler Großen Rat veranlaßt, daß die Worte „Gewährleistung der katholischen Religion nach dem Wiener Kongreßentscheid“ in der Basler Vereinigungsurkunde durch „freie Uebung der katholischen Religion“ ersetzt wurden, da er befürchtet hatte, die Gewährleistung der Religion könne auch als Ausschließlichkeit des katholischen Gottesdienstes aufgefaßt werden, wie dies ja in früherer Zeit immer der Fall gewesen war. Davon hatte er ein Mitglied der bernischen Regierung in Kenntnis gesetzt, aber man kümmerte sich nicht darum. Schon am Abend des 9. November wurde die Ausfertigung der kirchlichen Artikel hergestellt, und jedermann freute sich über den leichten Ablauf der Dinge.

Der bernische Ratsherr Jenner, der als Vertrauensmann der Berner Regierung dem Generalkommissär Escher zugeteilt war und die Angelegenheit kannte, schrieb unter dem Einfluß Eschers dem Geheimen Rat, daß er nicht mit den Abmachungen einverstanden sei. Er selber habe aber von sich aus nicht mehr in die Verhandlungen eingegriffen, da er zu spät Kenntnis erhalten habe und die Dinge ja nicht so dringend seien³⁰. Nicht gefallen hätten ihm die Worte „einziger öffentlicher Gottesdienst“, welche ihm zu eng erschienen für das 19. Jahrhundert und für eine Regierung, die bekanntermaßen sich zur Toleranz bekenne und die in ihrer Hauptstadt die öffentliche Aus-

²⁹ 4. 10. 1815 Leb. A. Akt. III, 10.

³⁰ 16. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 272.

übung des katholischen Gottesdienstes gestatte. Außerdem halte er den Artikel für schädlich für ein Land, das darauf angewiesen sei, fremde Arbeitskräfte an sich zu ziehen, um die einheimische Industrie zu beleben und den Wert des Kulturlandes zu erhalten, und das protestantische und sogar lutherische Nachbarn habe.

Auf die Bemerkungen Jenners wollte der Geheime Rat nicht eingehen, da man die Sache möglichst rasch zu erledigen suchte³¹. Am gleichen Tag traf die Meldung Professor Hallers von dem glücklichen Abschluß der Verhandlungen in Bern ein. Darin lobte dieser das „bescheidene und willfährige Betragen“ der Deputierten des Bistums sehr; er konnte dies wohl tun, nachdem er ihnen so weit entgegengekommen war. Am 17. November legte der Kleine Rat dem Großen Rat die Vereinigungs-urkunde zur Ratifikation vor³², die sogleich mit einem einzigen geringfügigen Zusatz genehmigt wurde. Am Abend des 20. November traf jedoch ein Schreiben des Vorortes Zürich mit einem Eilboten in Bern ein³³. Die Vereinigungsurkunde war Zürich zur Veranlassung der Ratifikation durch die einzelnen Orte übermittelt worden, und der vorörtliche Staatsrat hatte sich mit ihr befaßt. Dieser war durch Generalkommissär Escher auf den Ausschluß jedes protestantischen Gottesdienstes in den katholischen Gemeinden aufmerksam gemacht worden. Escher hatte sein Befremden darüber ausgedrückt, jedoch gehofft, die bernische Vereinigungskommission werde diese Bedingung ohne weiteres ablehnen. Dies hatte sie jedoch gerade nicht getan. Schon früher war auch die Basler Vereinigungsurkunde in Zürich eingetroffen. In ihr waren bezeichnenderweise die Religionsbelange erst als sechster von sieben Artikeln angeführt. Der katholischen Religion wurde die freie Ausübung ihres Gottesdienstes selbstverständlich gewährleistet, aber ohne jede Ausschließlichkeit. Der Unterschied zu der Berner Urkunde war auffallend. Der Zürcher Staatsrat, dadurch aufmerksam gemacht, beschloß zu intervenieren und schickte das erwähnte

³¹ 20. 11. 1815 Man. Geh. R. 4.

³² 17. 11. 1815 Leberbergische Aemter 1815.

³³ 20. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 280.

Schreiben ab. Der Brief begann ganz vorsichtig mit einem Glückwunsch zu der glücklichen Beendigung des Geschäfts und zu den „edlen wohlwollenden landesväterlichen Gesinnungen“, die die Regierung von Bern gezeigt habe. Dann aber enthielt er die Bemerkung, daß eine „schmerzliche Betrachtung“ nicht habe unterdrückt werden können, und es wurde um Berücksichtigung eines Abänderungsvorschlages gebeten. Mit vorsichtigen aber sehr bestimmten Worten beanstandete der Brief die Abfassung des ersten Artikels. Der Staatsrat sei der Meinung, daß diese Fassung „eher auf einige individuelle Ansichten als auf die Wünsche des Landes“ zurückgehe. Vielleicht zielte diese Bemerkung direkt auf Haller. Darauf wurde die Frage gestellt, ob nicht das Ansehen der bernischen als einer protestantischen Regierung darunter leiden müsse, wenn sie sich so weit von den Grundsätzen religiöser Toleranz entferne. Dies war das Hauptanliegen Zürichs. Das Ansehen einer protestantischen Regierung lag den Zürchern stark am Herzen, und sie hofften, mit diesem Gedanken auch in Bern einige Wirkung zu erzielen. Dort aber war die Betonung der protestantischen Haltung damals nicht mehr so geläufig — erst 1821 wurde sie wieder stärker aufgenommen — und Bern nannte sich weniger protestantisch als tolerant. Mehr Eindruck erzielte der Zürcher Brief daher mit der folgenden Bemerkung, eigentlich gingen zwar diese Dinge nur die bernische Regierung etwas an, aber aus bundesbrüderlichem Gefühl mache man auf die Notwendigkeit der Ratifikation aufmerksam und darauf, daß die Bestimmung bei manchen Ständen Aufsehen erregen könne, da für die protestantische Religion keine gleiche Garantie geleistet werde und die entsprechende Basler Urkunde in diesem Punkt wesentlich anders laute. Es folgte nun der Satz: „Euer Hochwohlgeboren wissen, wie sehr einige Stände geneigt sind, Angelegenheiten der katholischen Religion zu eidgenössischen Angelegenheiten zu machen, wie von dem Grundsatz des ausschließlichen Gottesdienstes sogar gegen das Recht der Niederlassung einzelner Individuen geschlossen werden will, und daß endlich die Religionsparität ein für die eidgenössische Eintracht und den politischen Frieden unseres Vaterlandes höchst wichtiger Grundsatz ist“.

In diesem Satz sprach die Zürcher Regierung ihr konfessionelles Programm aus. Einmal sollten die Belange der katholischen Religion nicht als eidgenössische Angelegenheiten behandelt werden. Dem entsprach die zürcherische Ablehnung des Klosterartikels im Bundesvertrag. Aber auch an andern Stellen sehen wir immer wieder das Bestreben Zürichs, Angelegenheiten, die zu Streitigkeiten konfessioneller Art führen könnten, sorgfältig von der Tagsatzung fernzuhalten. Dies beruhte auf einer alten bewährten Erfahrung, die ihren Nutzen immer wieder bestätigt hatte. Das zweite Anliegen Zürichs war, daß endlich die Beschränkung der Niederlassung und des Heimatrechts auf eine Konfession in allen Kantonen aufgehoben werde. In dem letzten Satz über die Religionsparität finden wir endlich die Bestätigung für eine Maxime der Zürcher Regierung, deren Wirkung wir schon feststellten, die wir aber bisher nirgends ausgesprochen fanden. Am Ende des Abschnittes wurde noch einmal auf die Möglichkeit von Einwendungen einzelner Stände gegen die Ratifikation aufmerksam gemacht. Dies war der entscheidende Punkt. Bern, das sich auf keinen Fall durch ein eidgenössisches Schiedsgericht in seine Geschäfte hineinreden lassen wollte, mußte sich vorsehen. Am Schlusse warnte der Zürcher Staatsrat auch noch vor der „unbestimmten und unbedingten“ Anerkennung der geistlichen Gerichtsbarkeit, da diese besonders in den heutigen Zeiten, in denen es für die politische Gewalt keine so leichte Aufgabe mehr sei, übertriebene Forderungen des römischen Stuhls in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, zu unabsehbaren Folgen führen könnte, und berief sich zuletzt wie zur Entschuldigung für sein Vorgehen auf „die Pflichten treuer Eidgenossen, diejenige der Freundschaft und die der Ueberzeugung“.

Es war von Basel her gewarnt worden, Jenner hatte seine Bedenken geäußert, aber erst als das Schreiben aus Zürich eintraf, fand es der bernische Kleine Rat für notwendig, etwas zu unternehmen. Bis jetzt war die möglichste Beschleunigung der Angelegenheit der oberste Grundsatz gewesen einerseits, weil man die Vereinigungsurkunde möglichst einfach und mit wenig Einzelbestimmungen belastet haben und darum den Vertretern

des Jura keine Zeit zum Aufstellen von Bedingungen geben wollte, andererseits, weil man, um Schwierigkeiten bei der Ratifikation durch die Stände zu vermeiden, möglichst wenig Aufsehen erregen wollte. Da nach den Einwendungen Zürichs gerade dieser Wunsch in Frage gestellt schien, mußte der bernische Große Rat sich zu einer außerordentlichen Sitzung versammeln, und er änderte nun die Vereinigungsurkunde nachträglich noch in der Weise ab, daß er im ersten Artikel das Wort „einziger“ (öffentlicher Gottesdienst) wegließ — woraus sich die Zulassung des reformierten Gottesdienstes ergab, — und die geistliche Gerichtsbarkeit unter die Aufsicht der Regierung stellte.

In Zürich war man gespannt, wie der Wink in Bern aufgenommen werden würde. Escher beruhigte den Zürcher Staatsrat mit der Bemerkung, es scheine, daß man in Bern sogar froh gewesen sei, einen äußeren Anlaß zur Begründung der Maßnahme vorschieben zu können. Es war aber wirklich nicht vor auszusehen, wie bei den bis vor kurzem herrschenden scharfen Gegensätzen zwischen Bern und Zürich eine solche freundschaftliche Zurechtweisung aufgenommen werden würde. In Bern hatte man allerdings schon vor dem Abschluß der Verhandlungen daran gedacht, daß man auf die Zustimmung Zürichs angewiesen sein werde. Die leberbergische Kommission schrieb schon im Juli an den Kleinen Rat³⁴: „Endlich ist die Beschleunigung des Anschlusses auch umso mehr zu wünschen, als bei der bald bevorstehenden Veränderung des Tagsatzungspräsidii in Zürich die Unterhandlung und definitive Vereinigung leicht noch schwieriger als jetzt werden dürfte“. Im Jahr 1815 war David von Wyß Amtsbürgermeister und Tagsatzungspräsident, im folgenden Jahre mußte Reinhard wieder in dieses Amt gelangen, und von ihm fürchtete man Schwierigkeiten, da man ihn als geschworenen Feind Berns und aller Katholiken ansah. Nun waren die Einwände schon durch den gemäßigten Wyß gemacht worden, und dies erleichterte das Einlenken für Bern.

Die Vereinigungsurkunde wurde mit den Abänderungen

³⁴ 25. 7. 1815 Leb. A. Akt. III, 180.

des Großen Rates neu ausgefertigt, jedoch mit dem Datum der alten Urkunde versehen, um „für den Staat nachteilige Diskussionen“ zu vermeiden. Die Vertreter des Jura unterschrieben nun in Delsberg noch einmal, womit die Urkunde in Kraft trat³⁵. In der ganzen Schweiz war man dennoch auf die Dinge aufmerksam geworden. Die nachträgliche Schwenkung Berns vermochte den ursprünglichen Eindruck nach außen nicht mehr zu verwischen. Bern hatte sich in den Augen der Protestanten vor allem in der Ostschweiz einer allzu offensichtlichen Zuneigung zum Katholizismus verdächtig gemacht, obwohl zunächst kaum eine Reaktion von dieser Seite eintrat. Bei den Liberalen und den ehemaligen Helvetikern sah man diese Demonstration Berns als einen neuen Beweis seiner finstern Verworfenheit an. Usteri war der Meinung, diese bernische Liberalität gegenüber den Katholiken in der Absicht, die Geistlichkeit der katholischen Gebiete für sich zu gewinnen, werde der Nuntiatur gewiß eine große Freude bereiten³⁶. Meyer von Schauensee aber antwortete ihm, Bern irre sich, wenn es glaube, es könne ohne Bedenken auf weltliche Rechte in geistlichen Dingen verzichten, und ein solches Beispiel werde die Forderungen der Nuntiatur nur hartnäckiger machen und ihr Unterstützung verschaffen³⁷. Usteri und Meyer beschäftigten sich damals gerade mit den Plänen zur Errichtung eines Nationalbistums für die vom Bistum Konstanz anfangs 1815 abgetrennten Gebiete der Schweiz, welchen sich die Nuntiatur und die römische Kurie mit immer neuen Rechtsansprüchen und Schwierigkeiten in den Weg stellten. Ein Entgegenkommen gegenüber diesen Mächten von seiten eines ganz protestantischen Kantons, wie Bern es war, wurde von ihnen als ein Schlag empfunden, der ihre ohnehin schon geringe Freundschaft zu Bern nicht größer machte.

Auf der andern Seite, beim Bischof, bei der Nuntiatur und in Rom, blieb aber die Zustimmung zu dem bernischen Vorgehen ebenfalls aus. Als die Verhandlungen in Biel schon beendet waren, kündigte der Bischof die Absendung eines Vertre-

³⁵ 25. 11. 1815 Escher — Wyß FA vW. VI, 127.

³⁶ 25. 11. 1815 Usteri — Meyer v. Sch.

³⁷ 28. 11. 1815 Meyer v. Sch. — Usteri ZB V 474.

ters an, der an den Beratungen über die Religionssachen teilnehmen sollte, da nur der Bischof zu Erlassen über solche Angelegenheiten berechtigt sei. Man antwortete ihm von Bern aus mit einem gewissen Stolz, daß die Verhandlungen abgeschlossen seien, daß er aber ganz gewiß mit den Abmachungen vollkommen einverstanden sein und zu erkennen geruhen werde, mit welcher gewissenhafter Sorgfalt der Stand Bern seinen Wünschen zuvorzukommen sich bestrebt habe³⁸. Man wollte „mit besonderem Vergnügen den Zeitpunkt erwarten, in dem man dem Bischof den entschlossenen Willen zur steten und unverletzten Erhaltung des katholischen Kultus unter Beweis stellen könne.“ Der Bischof war trotzdem nicht zufrieden. Schon anfangs Dezember gab es mit ihm Anstände, und weitere folgten bald³⁹. Der Nuntius und die Kurie ihrerseits konnten sich nicht mit dem Rückschritt der Berner Regierung bei der Ratifikation abfinden. Wir kennen den Entwurf zu einer Antwort des Kardinalstaatssekretärs an den Nuntius in Luzern⁴⁰, dessen Bericht selber zwar nicht vorhanden ist, sowie das Gutachten eines Beraters der Kurie⁴¹. In dem Entwurf hieß es, der Heilige Vater sei sehr betrübt gewesen, die wesentliche Aenderung des ersten Artikels der Vereinigungsurkunde zu vernehmen, und dieser enthalte mit dem katholischen Glauben unvereinbare Prinzipien, die der Kirche sehr schädlich seien. Der Papst habe die Vorstellungen des Nuntius bei der Berner Regierung begrüßt und empfehle ihm, da die Regierungen der protestantischen Orte die Ursache der vorgenommenen Abänderungen gewesen seien, sich bei den katholischen Orten für die Katholiken des Berner Jura zu verwenden. Ein solcher Schritt des Nuntius bei den katholischen Orten ist, wenigstens offiziell, aber nie erfolgt und hätte auch kaum irgend eine Wirkung haben können. Es lag nicht in der politischen Richtung der katholischen Orte, sich in Gegensatz zu Bern zu stellen; Luzern seinerseits, das unter den katholischen Orten das ge-

³⁸ 29. 11. 1815 Leb. A. Akt. III, 278.

³⁹ 9. 12. 1815 M. v. S. — Ust.

⁴⁰ BA 1818.

⁴¹ BA 1819.

wichtigste Wort hätte sprechen können, befand sich im Streit mit Rom und hätte sich auf keinen Fall für dieses einspannen lassen. Aus dem Gutachten im vatikanischen Archiv geht hervor, daß der Bischof von Basel sofort nach Abschluß der Verhandlungen in Biel ein Exemplar der Ausfertigung erhielt und eine Kopie davon dem Nuntius schickte. Dieser erhielt von Bern etwas später die bereinigte Abfassung nach der Ratifikation. Der Begutachter stellte nun fest, daß im zweiten Exemplar das Wort „einziger“ weggelassen war, obwohl das Datum und die Unterschriften beider Ausfertigungen übereinstimmten. Er schloß daraus, „daß eine solche Auslassung, obwohl sie nur ein einziges Wort umfasse, offensichtlich mache, daß die Absichten Berns und der übrigen Protestanten gegenüber den Katholiken nicht gut seien“ und erblickte darin eine bernische List. Er kam dann aber auf schlaue Weise zu dem Schluß, daß der garantierte „gegenwärtige Zustand“ das Verbot jedes andern Gottesdienstes schon enthalte. Aus diesem Grunde müsse nur sofort ein genaues Verzeichnis aller bisher katholischen Gemeinden aufgestellt und amtlich beglaubigt werden, so werde man eine Handhabe gegen jede Einrichtung von reformierten Gottesdiensten besitzen. Auch die zweite Zufügung von der Aufsicht der Regierung über die geistliche Gerichtsbarkeit wurde mit theologischen Einwänden leicht erledigt. Da die geistliche Gerichtsbarkeit älter sei als alle Staaten, könne sie durch diese nicht beschränkt werden. Auch dieses Gutachten empfahl eine Verwendung des Nuntius bei den katholischen Orten zugunsten der Katholiken des Jura. Die Beziehungen Berns mit der römischen Kurie begannen also mit einer gründlichen Verstimmung auf dieser Seite, dem Gegenteil von dem, was man erhofft hatte. Die Reaktion gegenüber dem bernischen Verhalten war auf allen Seiten negativ.

Bern hatte sein Hauptziel, durch großes Entgegenkommen die katholische Geistlichkeit und damit gleich das ganze Land zu gewinnen, nicht erreicht. Schon anfangs des Jahres 1816 erfolgte der erste Protest gegen die Rechtmäßigkeit der Vereinigungsurkunde⁴², und schon bald machte die Geistlichkeit allen

⁴² StB Nachlaß Mülinen 404.

voran der Regierung die größten Schwierigkeiten. Es gelang zwar Bern im Verlaufe des Jahres 1816, wie wir noch sehen werden, sich die Sympathie der römischen Kurie vorübergehend ganz zu gewinnen, diese verflög aber ebenso rasch wieder, wie sie entstanden war. Der Unterschied zwischen Zürich und Bern im Verhalten zu konfessionellen Angelegenheiten fand in jenem Jahr Gelegenheit, erneut zu Tage zu treten.

Der Streit um die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen

Der Versuch des Papstes, das aufgehobene Kloster St. Gallen wiederherstellen zu lassen, bildete einen neuen Anlaß zu konfessionellen Auseinandersetzungen auf der Tagsatzung. Das Kloster war im Jahre 1798 zusammen mit allen übrigen Klöstern der Schweiz aufgehoben worden. In die Wiederherstellung der Schweizer Klöster im Jahre 1803 hatte man aber St. Gallen nicht miteinbezogen, da sein Abt auf die früher von ihm ausgeübten landesherrlichen Rechte über große Teile des neuen Kantons St. Gallen nicht hatte verzichten wollen. Der erst neugebildete und im Innern zerrissene Kanton konnte den Herrschaftsanspruch des einflußreichen und finanziell starken Klosters nicht anders ausschalten als dadurch, daß er die Aufhebung aufrechterhielt und seine Finanzen in eigene Obhut nahm. Mit Hilfe Napoleons hatte die St. Galler Regierungskommission, an deren Spitze der ehemalige fürststädtische Beamte Müller-Friedberg stand, alle entgegengesetzten Bestrebungen abgewehrt. Der Abt gab aber das Kloster und die Rechte, die er besessen hatte, nie auf. Mit dem Sturze Napoleons und der beginnenden Restauration sah er seine Zeit wieder gekommen.

Im Frühjahr 1814 versuchte er, bei den 13 alten Orten die Wiederherstellung des Klosters zu betreiben. Bei Bern und den innern Orten konnte er auf Unterstützung hoffen, Widerstand mußte er vor allem in Zürich erwarten. Im März wandte er sich mit einem Schreiben an den Vorort Zürich und an die dreizehn Orte und ersuchte um Unterstützung für die Restau-

ration seines Klosters. Nach den Eintragungen in seinem Tagebuch antworteten die Kantone meist sehr günstig⁴³, nur Zürich erklärte, daß weder die Lage der Eidgenossenschaft überhaupt, noch sein Verhältnis zu den übrigen Ständen ihm gestatteten, auf das Begehren näher einzutreten⁴⁴. Die zürcherische Antwort wurde adressiert an den „gewesenen Abt der ehemaligen fürstlichen Stift St. Gallen“, wodurch der Abt sich sehr beleidigt fühlte, so daß er den Brief refüsierte. Den Inhalt konnte er sich ohnehin vorstellen. Nun begab sich Abt Pankraz selber nach Zürich und besuchte der Reihe nach alle Gesandten der dreizehn alten Orte. Auch jetzt glaubte er, fast von allen Unterstützung erwarten zu können. Zu Beginn der Langen Tagsatzung wurde über das Schicksal des Klosters gesprochen, und der Gedanke, daraus ein Bistum für die Ostschweiz zu machen, fand einen gewissen Anklang, nachdem durch die bevorstehende Ablösung der schweizerischen Diözesangebiete von Konstanz der Weg dazu sich auftat. Auch Reinhard dachte an eine solche Möglichkeit, war aber weit davon entfernt, das Kloster wiederherstellen zu wollen⁴⁵. Müller-Friedberg in St. Gallen dagegen widersetzte sich entschieden dem bloßen Gedanken; nach seiner Meinung mußte bei der Ausführung des Planes innerhalb von sechs Wochen der ganze Kanton St. Gallen in Aufruhr und gegenseitigen Streit geraten⁴⁶. Der bernische Gesandte an der Tagsatzung unterstützte Abt Pankraz. Er erklärte ihm, es liege „in den Grundsätzen Berns, die Rechtlichkeit so viel, als sich bei den gegenwärtigen Umständen tun lasse, zu begünstigen“⁴⁷. Bern hatte ähnliche Ansprüche zu verfechten wie der Abt, es war aber viel stärker. Ihn zu unterstützen lag ganz in seinem Interesse. Die von Bern verfochtene Legitimität enthielt den Gedanken der Unverlierbarkeit aller Herrschaftsrechte, welcher den Interessen des Abtes vollständig entsprach. Konfessionelle Ueberlegungen konnten hier für Bern keine Rolle spielen. Für

⁴³ Weidmann S. 216.

⁴⁴ 7. 4. 1814 StAZ, Missiven 1814.

⁴⁵ 4. 4. 1814 Reutti — Müller-Friedberg StAStG.

7. 4. 1814 Müller-Friedberg — Usteri ZB V 498.

⁴⁶ 10. 4. 1814 Müller-Fdb. — Ust.

⁴⁷ 16. 4. 1814 Legationsbericht Akt. Geh. R. II³.

den Kanton St. Gallen und gegen den Abt arbeitete Usteri in Zürich, der zu diesem Zwecke auch mit dem russischen Gesandten Capo d'Istria Kontakt unterhielt. Der Bestand der neuen Kantone, in denen kein aristokratisches Regiment herrschte, lag beiden sehr am Herzen. Die neuen Kantone St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt waren die einzigen Staatswesen in Europa, in denen sich die Kraft und Lebensfähigkeit der neuen Ideen noch erweisen konnte.

Am Wiener Kongreß verwendete sich Abt Pankraz durch den päpstlichen Legaten für sein Kloster. Müller-Friedberg bat dagegen Reinhard um Unterstützung der Interessen des Kantons. Er setzte ihm ausführlich die Gefahr auseinander, die dem Kanton von einem wiederhergestellten Kloster her drohe, und gab ihm zu bedenken, daß die Freundschaft St. Gallens auch für Zürich etwas bedeuten könne⁴⁸. Kurz darauf hatte Reinhard eine Unterredung mit Kardinalstaatssekretär Consalvi und dem Nuntius in Wien Severoli⁴⁹. Reinhard machte ihnen bei der Gelegenheit seinen ablehnenden Standpunkt in der St. Galler Klosterfrage eindeutig klar. Er antwortete Müller-Friedberg mit der Zusicherung, sich für St. Gallen einsetzen zu wollen, wo immer er Gelegenheit dazu haben werde, machte ihn aber darauf aufmerksam, daß er am Kongreß wenig Möglichkeit zum Handeln habe und nicht selbständig vorgehen könne⁵⁰. Die Wiener Kongreßerklärung vom 20. März 1815 beruhte in der Hauptsache auf dem Entschluß, die Verhältnisse in der Schweiz bestehen zu lassen, wie sie durch die Mediationsverfassung gegeben waren. Sie sanktionierte daher den bestehenden Zustand in St. Gallen mit der Zusprechung einer Pension an den Abt. Dieser gab sich jedoch keineswegs zufrieden. Im November 1815 wandte er sich mit einer Reihe von Schreiben an den Papst, in denen er ihn aufforderte, ihm wieder zu seiner Abtei zu verhelfen, nachdem die Zeiten ruhiger geworden seien⁵¹. Dabei versicherte er, daß nicht das Interesse seiner

⁴⁸ 20. 10. 1814 Müller-Fdb. — Reinhard FA. Rhd. 31, 1.

⁴⁹ 24. 10. 1814 Tagebuch der Gesandtschaft zum Wiener Kongreß FA. Rhd.

⁵⁰ 6. 11. 1814 Reinhard — Müller-Fdb. StAStG.

⁵¹ 16. 11. 1815 Abt Pankraz — Pius VII. BA 1815, Additamento XIII.

Person ihn zu diesem Schritt veranlaßt habe und daß er sich ins Meer werfen würde, wenn es das Interesse der Abtei erfordern sollte. Die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung brauchen wir nicht zu bezweifeln. Zur Unterstützung seines Gesuches führte er an, daß auch die meisten protestantischen Kantone die Wiederherstellung des Klosters für gerecht fänden. Inwieweit diese Behauptung zutraf, ist schwer zu sagen; Zürich war jedenfalls anderer Meinung. Abt Pankraz schlug vor, sich vor allem an die katholischen Orte zu wenden und außerdem die Sache möglichst in der Oeffentlichkeit zu betreiben, um so die öffentliche Meinung der Katholiken überall zur Unterstützung heranzuziehen. Besonders in St. Gallen selber hoffte der Abt dadurch große Wirkung zu erzielen. Er sah auch die Möglichkeit vor, sich mit dem Begehren an die allgemeine Tagsatzung zu wenden. Im übrigen erwog er die Anregung diplomatischer Schritte der Könige von Frankreich, Spanien und Sardinien, sowie des österreichischen Kaisers bei der Tagsatzung.

Abt Pankraz fand in Rom Zustimmung, seine Pläne wurden studiert und im folgenden Jahr auch ausgeführt. Es wurden drei verschiedene päpstliche Breven ausgefertigt, von denen eines an die Tagsatzung, eines an die katholischen Orte und eines an die Regierung des Kantons St. Gallen gerichtet war. Der Internuntius Cherubini wurde mit der Aufgabe betraut, die drei Schreiben während der Tagsatzung des Jahres 1816 nach Zürich zu bringen und dort auch bei den Gesandten der Mächte für ihren Inhalt Zustimmung zu gewinnen. Am 8. Juli fand er sich beim Tagsatzungspräsidenten Reinhard ein und übergab ihm die drei Schreiben, dasjenige an St. Gallen allerdings nur vertraulich in einer Kopie. Reinhard sah, daß die Angelegenheit nicht harmlos war, und beschloß, die Sache nicht ohne Vorbereitung auf die Tagsatzung zu bringen, sondern zuerst Sicherheitsmaßnahmen zu ergreifen⁵². Die Wirkung des päpstlichen Breves in der Oeffentlichkeit und die Ungewißheit über die Haltung der Tagsatzung mußten möglichst beschränkt werden. Nur eine rasche Ablehnung konnte darum den

⁵² 10. 7. 1816 StAZ, Protokoll des Staatsrates.

Schlag wirkungslos machen. Reinhard besprach sich zunächst einmal mit Müller-Friedberg, der sich als St. Gallischer Gesandter auf der Tagsatzung befand, und versicherte ihn der Unterstützung Zürichs⁵³. Darauf hatte er eine Unterredung mit dem Luzerner Schultheißen Rüttimann und übergab ihm als Standeshaupt des katholischen Vorortes das Breve für die katholischen Orte, jener weigerte sich jedoch, es zu öffnen. Am 10. Juli legte Reinhard die Breven dem Zürcher Staatsrate vor. Dieser nahm sich die Sache sehr zu Herzen. Er war der Meinung, daß diese Angelegenheit eine reifliche Würdigung verdiene, sowohl hinsichtlich des Kantons St. Gallen, dessen Regierung noch keine genügende Festigkeit gewonnen habe und in dem in religiösen Dingen ein großer Zwiespalt herrsche, als auch wegen der sehr gefährlichen Folgen, die daraus für die ganze Eidgenossenschaft entstehen könnten. Die Existenz eines Kantons schien in Frage gestellt und dieser zu schwach zum Widerstand zu sein. Zürich mußte einerseits als Vorort eingreifen und andererseits als Haupt der neuen Kantone, die vor allem von ihm Hilfe erwarteten. Am liebsten hätten die Zürcher die Sache direkt aus ihrer vorörtlichen Stellung heraus erledigt, doch war dies nicht möglich; daher erhielt Reinhard vom Staatsrat den Auftrag, bei günstiger Gelegenheit der Tagsatzung das an sie gerichtete Breve vorzulegen. Auf Antrag von Usteri wurde sein Inhalt an Luzern mitgeteilt⁵⁴. Man kannte in Zürich den starken Gegensatz, in dem Luzern zum Heiligen Stuhl und seinen Organen stand und hoffte darum, von dieser Seite die entscheidende Unterstützung zu finden. Der Zürcher Staatsrat bat die Regierung von Luzern, ihren Gesandten in Zürich umgehend im entsprechenden Sinne zu instruieren.

Eine ständige Verbindung zwischen Zürich und Luzern bestand in der engen Korrespondenz der beiden einflußreichen Staatsräte Usteri in Zürich und Meyer von Schauensee in Luzern. Usteri sandte dem offiziellen Schreiben an Luzern noch einen Privatbrief nach⁵⁵, in dem er dringend um eine bestimmte Instruktion der Luzerner Regierung oder um die Absendung

⁵³ Müller-Fdb. — Usteri (undatiert).

⁵⁴ Usteri — Meyer v. Sch. (undatiert).

⁵⁵ Ust. — M. v. S. (undatiert).

eines speziellen Vertreters bat, da sich sonst der ordentliche Gesandte Rüttimann „sehr schwach benehmen“ werde. Dieser stand persönlich in enger Beziehung zu Bern, und da man Berns Haltung kannte, mußte man seinen Einfluß auszuschalten suchen. Es entfaltete sich nun eine eifrige politische Tätigkeit. In St. Gallen suchte Müller-Friedberg seinen Anhang zu verstärken. Usteri agierte in Zürich und sondierte die Meinungen der Tagsatzungsgesandten. Er hoffte, mit einer stark ablehnenden Mehrheit rechnen zu können, und dachte sogar, Bern könnte unter Umständen dazu beitragen. Schultheiß von Mülinen gab ihm aber zu bedenken, wie lange Bern mit dem Abt gemeinsame Sache gemacht habe, Usteri mußte einsehen, daß von hier nichts zu hoffen war⁵⁶. Bern hatte in jenem Zeitpunkt schon Rom als Bundesgenossen ausersehen.

Am 13. Juli traf die Antwort Luzerns an den Zürcher Staatsrat ein⁵⁷. Sie erklärte sich gegen die Zumutung des Papstes und entsprach den zürcherischen Erwartungen vollkommen. Luzern teilte seine Maßnahmen mit und meldete, es habe den katholischen Orten das Breve und seine Instruktion übermittelt, da die Sache sich ja ohnehin schon in der Oeffentlichkeit verbreitet habe, was offensichtlich auf eine Absicht Roms zurückgehe. Diese Feststellung entsprach dem Plan des Abtes, der mit Hilfe der öffentlichen Meinung die Tagsatzung beeinflussen wollte. Zürich hätte lieber alles geheim gehalten. Luzern befürwortete einen einfachen Beschluß der Tagsatzung, der „im Interesse des Vaterlandes und der Erhaltung innerer Ruhe und Zuversicht“ diese Angelegenheit erledigen solle. Der Luzerner Staatsrat betonte, daß er diese Meinung allein vom politischen Gesichtspunkt aus gefaßt habe; „jede staatsrechtliche und kirchlich politische Bemerkung, die sich mit nicht geringem Gewichte über den betreffenden Gegenstand machen ließe“, wolle er übergehen. Eine solche Bemerkung hätte natürlich die schwebenden Bistumsangelegenheiten und die seit längerer Zeit schlechten Beziehungen Luzerns zu Rom betroffen. Meyer von Schauensee ließ wiederum ein Privatschreiben an Usteri

⁵⁶ 18. 7. 1816 Ust. — M. v. S.

⁵⁷ 13. 7. 1516 Prot. des Staatsrates.

folgen⁵⁸. Er persönlich wollte aus prinzipieller Gegnerschaft die Intervention des Papstes rundweg ablehnen, nur für bedrängte Gewissen wollte er auch die rechtlichen und politischen Gründe, also die Garantie der Kantonsverfassung und den Wiener Kongreßentscheid gegen das Breve ins Feld führen. Ihm ging es ganz allgemein um die Beschränkung des Einflusses von Rom in der Schweiz, den er überall und immer bekämpfte. Auf die luzernische Antwort hin erteilte der Staatsrat Reinhard erneut Instruktion. Er überließ ihm, den günstigsten Zeitpunkt selber zu wählen, in welchem er das Breve der Tagsatzung zur Beratung vorlegen wolle und wies ihn dann an, „die Rechte und die Stellung des Standes Zürich als eines evangelischen Kantons zu wahren“ und zu verlangen, daß das Breve des Papstes „nach dem gegenwärtigen schweizerischen Staatsrechte und den durch die Verfassung garantierten Rechten der Kantone“ als unzulässig erklärt werde. Der Zürcher Staatsrat betonte hier ausdrücklich seine konfessionelle Haltung, und wir können der Äußerung wohl einiges Gewicht beimessen, ob schon politische Interessen Zürichs mitbeteiligt waren. Die Abgrenzung des protestantischen Bewußtsein von der politischen Ueberlegung im einzelnen genau vorzunehmen ist jedoch eine unlösbare Aufgabe.

Am 11. Juli hatte der bernische Gesandte den Inhalt des päpstlichen Breves nach Bern mitgeteilt. Es fand dort eine gute Aufnahme. Beide bernischen Schultheißen pflegten Beziehungen zu der Klosterpartei in St. Gallen. Mülinen interessierte sich sehr für das Kloster aus geschichtswissenschaftlichen Gründen und korrespondierte mit dem Abt. Wattenwyl sah seinerseits mit Vergnügen, wie die St. Galler Regierung von Rom aus in Schwierigkeiten gestürzt wurde, und erwartete die Wiederherstellung des Klosters und der Abtei als „ein erwünschtes Gegengewicht gegen den in der Ostschweiz herrschenden revolutionären Geist“⁵⁹. Er lobte die Schlaueit des Abtes und freute sich darüber, daß Reinhard es kaum wagen könne, die Angelegenheit vor die Tagsatzung zu bringen, da

⁵⁸ 13. 7. 1816 M. v. S. — Ust.

⁵⁹ 17. 7. 1816 Wattenwyl — Mülinen.

niemand instruiert sei. Bern nahm aber nicht offen Stellung. Der Geheime Rat erteilte dem Gesandten auf seine Anfrage hin keine Instruktion⁶⁰. Da das Begehren sich nur auf die oekonomische Existenz des Klosters beziehe, welche nicht unter die der Kantonsverfassung gewährte Garantie falle, sei die Sache als kantonale Angelegenheit zu betrachten. Sofern der Gegenstand zur Sprache kommen sollte, sei er „ad referendum“ zu nehmen. Im übrigen könne der Geheime Rat „nicht fürchten, daß die Wiederherstellung des Klosters dem Kanton St. Gallen gefährlich werden könne“ und wenn das Begehren auf Recht und Billigkeit gegründet sei, so werde die Regierung von St. Gallen es kaum abweisen können. Im Tagebuch der bernischen Gesandtschaft steht unter dem gleichen Datum, die Bedeutung der ganzen St. Galler Angelegenheit liege darin, daß die schwache Regierung neben dem Kloster kaum länger bestehen könne⁶¹. Hinter den beiden sich widersprechenden Aussagen stand die gleiche Meinung und das Vergnügen, die politische Gegenpartei in Schwierigkeiten zu sehen. Bern fühlte sich mit Rom verbündet, es hatte daher allen Grund, sich solidarisch zu verhalten.

Am 16. Juli wurde das Breve des Papstes vor die Tagsatzung gebracht, und die Beratung begann⁶². Bern nahm als erster Ort Stellung und erklärte, der Gegenstand sei zuerst den katholischen Orten zur Beratung vorzulegen und man müsse auch noch den Entscheid St. Gallens abwarten. Die Tagsatzung solle sich erst dann damit befassen, wenn sie über die neuen Bistumseinrichtungen in der Schweiz verhandeln werde. Bern versuchte, die Absicht Reinhards, die Angelegenheit von oben nach unten behandeln zu lassen, zu durchkreuzen. Die Entscheidung gegen das Kloster war in St. Gallen nur möglich, wenn der Beschluß der Tagsatzung voranging. Bern aber wünschte einen solchen zu verhindern, damit die St. Galler Regierung ohne Unterstützung von oben gegen innen kapitulieren müsse. Es folgte nun die Meinungsäußerung von Luzern. Der Gesandte

⁶⁰ 16. 7. 1816 Geh. Rat 5, 343.

⁶¹ Tagebuch der bernischen Gesandtschaft StB.

⁶² Abschied 1816, S. 125 ff.

23. 7. 1816 Protokoll des Kleinen Rates StAZ.

Rüttimann hatte Instruktion erhalten und hielt sich an diese. Er erklärte, Luzern bekenne sich zur katholischen Konfession, müsse aber alles ablehnen, was die Rechte oder gar die Existenz irgend eines Kantons gefährden könnte, dabei verwies er auch auf den Pfaffenbrief. Luzern müsse diesen Antrag mehr als einen Gegenstand politischer Natur denn als kirchliche Angelegenheit ansehen und fordere die Tagsatzung auf, dasselbe zu tun und Ablehnung zu beantragen. Für die Wiederherstellung sprach energisch der Gesandte von Schwyz; die übrigen katholischen Orte waren ohne bestimmte Meinung und wünschten Mitteilung des Breves an die Stände zur Erteilung von Instruktionen, damit das Geschäft noch im Laufe der Tagsatzung ordnungsgemäß behandelt werden könne. Lebhaft setzte sich der Basler Abgeordnete für die Ablehnung ein. Er zählte die verschiedenen Eingriffe der Kurie in die Eidgenossenschaft auf und ermahnte alle protestantischen und paritätischen Kantone, sich vorzusehen. Er verlangte, daß in diesem Falle schnell gehandelt werde, da weitere Beratungen gefährlich werden könnten. Der Vertreter Basels drückte seine protestantische Haltung deutlich aus. Die unheimlich anwachsende Tätigkeit der Kurie in den letzten Jahren veranlaßte ihn, sich zur Wehr zu setzen. Schaffhausen folgte Luzern und Basel. St. Gallen gab eine Darstellung der bisherigen Vorgänge und bat dringend um Ablehnung. Alle neuen Kantone traten zu St. Gallen und wandten sich gegen jede Verletzung des Bundesvertrages und des Wiener Rezesses mit guten Gründen, denn, sobald diese angetastet wurden, waren für sie alle die Grundlagen ihrer Existenz gefährdet. Zürich als Vorort kam in der Meinungseröffnung zuletzt an die Reihe. Die Stellungnahme Reinhards war längst bekannt, zusätzliche Einzelheiten gibt uns der Abschied leider keine. Nach dem Bericht Usteris in der Allgemeinen Zeitung machte Reinhard „einige Bemerkungen über die allgemeinen Verhältnisse und die Stellung der Eidgenossenschaft überhaupt, sowohl als der evangelischen Kantone insbesondere“, deren Wortlaut wir allzugerne kennen würden, doch auch dieser ist nirgends zu finden. Die folgende Abstimmung ergab kein

Resultat; Glarus und Neuenburg hielten ihre Stimme noch zurück, und es konnte vorläufig kein Beschluß gefaßt werden⁶³.

In Bern trat am 22. Juli der Große Rat zusammen. Der Geheime Rat setzte ihm in seinem Vortrag die Angelegenheit St. Gallens auseinander⁶⁴: Die Rechtlichkeit des Anspruchs — auch hier tritt dieses Wort wieder auf — könne nicht bezweifelt werden, immerhin bestehe eine Gefahr für die St. Galler Regierung und der Pensionierung des Abtes durch den Wiener Kongreß müsse man doch eine gewisse Bedeutung zumessen. Vor dem Großen Rat durfte der Geheime Rat doch nicht offen die Partei Roms ergreifen, hier herrschte noch protestantisches Bewußtsein vor. Der Geheime Rat fand aber leicht den Weg, sich vom Großen Rat unterstützen zu lassen. dadurch, daß er eine Protesteingabe an den Vorort gegen die Beratung ohne Instruktion beschließen ließ, „da es der Anstand und die Bundesverfassung gefordert hätten“, zuerst den Regierungen offizielle Mitteilung zu machen. Diese Eingabe wurde nachträglich in das Tagsatzungsprotokoll aufgenommen, ebenso wie eine ähnliche Erklärung Uris. Reinhard ließ darunter eine „Bemerkung des Präsidiums“ setzen⁶⁵. Das Verhältnis jedes Gesandten zu seiner Regierung sei deren eigene Sache, andererseits sei gegenseitige Einmischung in die Art und Weise der Stimmabgabe eine Verletzung der Rechte der Kantone und der eidgenössischen Verhältnisse. Er tat dies wohl mit Recht, denn der Bundesvertrag verlangte die Stimmabgabe nach Instruktion nicht ausdrücklich und jede Regierung behielt sich ja die Ratifikation aller Beschlüsse vor.

Am 31. Juli traf Abt Pankraz persönlich in Zürich ein. Er besuchte der Reihe nach alle Vertreter der Kantone und ließ sich auch von dem preußischen Gesandten Gruner einladen. An einer Geburtstagsfeier des preußischen Königs nahm er einen Ehrenplatz ein. Gruner berichtete zwar nach Berlin, die Angelegenheit des Abtes könne noch viel Unheil erzeugen, aber dennoch glaubte er, die Sache noch für seine Zwecke ausnützen zu sollen. Er veranlaßte Neuenburg, seine Stimme lange zu-

⁶³ 29. 8. 1816 Augsburger Allgemeine Zeitung.

⁶⁴ 22. 7. 1816 Geh. Rat 5, 354.

⁶⁵ Abschied 1816, S. 129.

rückzuhalten, um Reinhard in Sorge zu versetzen und die St. Galler Regierung zu ängstigen, deren Haupt ihm vor allem unsympathisch war⁶⁶. Die neuen Kantone sollten durch den ungewissen Ausgang der Abstimmung im Zaum gehalten werden. Mit der sehnlichst erwarteten Stimme Neuenburgs verband er aber gleich noch einen Kuhhandel. Er veranlaßte diesen Ort, sich von St. Gallen Unterstützung für eine geplante Eingabe um Verminderung seines Truppenkontingentes versprechen zu lassen. Müller-Friedberg hielt sich zwar später nicht an diese Abmachung, was sein ohnehin sehr schlechtes Verhältnis zu Gruner noch verschlimmerte. Gruner mußte aber trotzdem seine Sache unterstützen, da er als preußischer Gesandter den protestantischen Orten zu helfen hatte. Die Freunde St. Gallens und vor allem Usteri warteten ungeduldig auf die endgültige Entscheidung darüber, ob ein Beschluß der Tagsatzung zustandekommen könne. Im Kanton St. Gallen erhöhte sich die Spannung ständig, und die Klosterpartei schien Anhang zu gewinnen. Der einflußreichste Freund des Klosters in St. Gallen war Regierungsrat Falk. Durch Vermittlung von Usteri ließ Müller-Friedberg Meyer von Schauensee bitten, auf Falk einzuwirken, um so den schwankenden Zustand in St. Gallen zu beseitigen. Welchen Erfolg Meyer hatte, wissen wir nicht. Wir sehen jedoch die Bedeutung des Netzes von Korrespondenzen, welches Usteri um sich herum aufgebaut hatte. Sein ganzes Interesse galt dieser St. Galler Klosterfrage, denn sie hing eng zusammen mit den Problemen der neuen Bistumseinrichtungen und der Beziehungen zu Rom, welche ihn vor allem beschäftigten⁶⁷.

Um den Kanton St. Gallen noch mehr zu bedrängen, wandte sich der Nuntius an den Bischof von Chur und an den Apostolischen Vikar, damit sie gegen die st. gallischen Kirchengesetze, welche die kirchliche Freiheit und Unabhängigkeit umzustürzen beschuldigt wurden, Stellung nähmen⁶⁸. Die Agitation im

- ⁶⁶ 31. 7. 1817 Berichte Gruners Nr. 21 und 22 an seine Regierung
8. 8. 1816 (Pieth, Gruner S. 80 f.).
4. 8. 1816 Ust. — M. v. S.
⁶⁷ 25. 8. 1816 Ust. — M. v. S.
⁶⁸ 21. 9. 1816 Ust. — M. v. S.
Prot. Staatsrat.

Innern des Kantons nützte jedoch nichts mehr; denn nachdem Glarus und Neuenburg ihr Zögern aufgegeben hatten, war der Beschluß der Tagsatzung endlich zustandegekommen, welcher das Begehren des Papstes als unzulässig zurückwies.

Am 21. September verfaßte der Zürcher Staatsrat die offizielle Antwort an den Papst. Die Festsetzung ihrer Form gab noch zu längeren Erörterungen Anlaß, Usteri drängte aber auf möglichst schnelle Ausfertigung und setzte sich damit durch. Der Text war sehr vorsichtig und zuvorkommend, jedoch mit großer Festigkeit abgefaßt. Die Antwort fand großen Beifall bei allen an dem Beschluß Beteiligten, da sie über die Meinung der Mehrheit der Tagsatzung keinen Zweifel ließ⁶⁹. Nachdem auch noch Luzern im Namen der katholischen Orte das päpstliche Breve beantwortet hatte, was allerdings dort in viel vorsichtigerem Ton geschehen mußte, schien die Angelegenheit begraben zu sein. Für einmal war die konfessionelle Ruhe in der Schweiz gerettet. Es ist interessant zu sehen, welche Bedeutung der englische Gesandte Addington der Schweiz zumaß⁷⁰. Er fand es erstaunlich, wie stark man in der Schweiz den päpstlichen Interessen entgegenkomme. Er glaubte, in der Eidgenossenschaft für die kommende Zeit bedeutende religiöse Entscheidungen vorauszusehen, und erblickte in der Schweiz die Plattform, von der aus der Papst seinen Einfluß auf das übrige Europa werde auszubreiten suchen. Immerhin erfüllten sich seine Prophezeiungen nicht ganz.

In Rom war man mit dem Resultat der Angelegenheit ganz und gar nicht zufrieden. Der Unmut richtete sich vor allem gegen Luzern, das den Ausgang eigentlich entschieden hatte, denn von Zürich hatte man keine andere Haltung erwartet. Aus dem Bericht des Nuntius über den Tod des Luzerner Schultheißen Keller, der im September 1816 auf mysteriöse Weise in der Reuß ertrank, kann man sogar so etwas wie Genugtuung heraushören, da jener neben Meyer von Schauensee der Haupturheber der Instruktion gegen die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen gewesen war⁷¹. In Bern beklagte man sich eher über

⁷⁰ Hatze, Beziehungen S. 168.

⁷¹ 21. 9. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816, fasc. 2.

Rüttimann, der Bern doch seine unbedingte Anhänglichkeit versprochen hatte, sah aber ein, daß er seine Instruktion hatte befolgen müssen⁷². Diese Uebereinstimmung in der Mißbilligung des Ausgangs der Dinge gab der Kurie Anlaß zu einem neuen Versuch.

Für die Jahre 1817 und 1818 war Bern eidgenössischer Vorort geworden. Am 5. April 1817 erließ der Papst ein neues Breve, indem er wiederum die Herstellung des Klosters St. Gallen verlangte. Er begründete seinen neuen Schritt vor allem damit, daß er den Tagsatzungsbeschluß des Vorjahres nicht als rechtsgültig anerkennen könne, weil er ohne Instruktion gefaßt worden sei. Das Begleitschreiben an den Vorort Bern war für diesen sehr schmeichelhaft abgefaßt⁷³. Es lobte das großzügige Wohlwollen, welches Bern bisher seinen katholischen Kantonsangehörigen gezeigt habe, und bezog sich auf die günstige Haltung, die Wattenwyl im Jahre 1804 gegenüber den Klöstern eingenommen hatte. Für all dies wurde große Dankbarkeit bezeugt und dagegen alle Unterstützung für den Fall, daß Bern sie nötig habe, zugesichert.

Entsprechend der eingetretenen Entspannung der Beziehungen Berns zu den neuen Kantonen verhielt es sich aber vorsichtig und machte dem Papst in seiner Antwort keine großen Hoffnungen. Zwar hatte Professor Haller im Rat kräftig für das neue Breve gesprochen, aber die Rücksicht auf den protestantischen Teil der Schweiz überwog⁷⁴. Bern teilte das Breve und seine Antwort allen Kantonen mit. Von neuem erhob sich die Diskussion über die Angelegenheit.

Müller-Friedberg, Usteri und ihre Freunde begannen wieder ihre Tätigkeit. Müller-Friedberg bat Usteri, die Stimmung in Bern zu erkunden. Er selber schrieb Briefe an die ihm bekannten Staatsmänner aller Kantone, zum Teil veranlaßte er Bekannte, dies zu tun und registrierte die einlaufenden Antworten. Usteri beteiligte sich, wirkte auf Luzern ein und durch seine Zeitungskorrespondenzen auf die öffentliche Meinung.

⁷² 3. 4. 1816 Rüttimann — Mülinen StB Nachl. Mül. 43.

⁷³ Abschied 1817, Anhang Lit. K, I.

⁷⁴ Abt Pankraz — Msgr. Mazio BA 1817, Add. XII.

Wir besitzen leider nur die Briefe Müller-Friedbergs an Usteri⁷⁵. Sie widerspiegeln deutlich, unter welcher Spannung der St. Galler Regierungspräsident damals stand. Sie sind alle in großer Eile geschrieben, oft mit groben Ausdrücken gespickt, trocken und knapp, aber sehr interessant zu lesen. Müller-Friedberg hatte in St. Gallen einen schweren Stand. Auf die Protestanten konnte er sich verlassen, aber er brauchte auch die Hilfe eines Teils der Katholiken, um eine Mehrheit zu erhalten. Diese sahen sich einem beträchtlichen Gewissenszwang ausgesetzt, und es kam immer wieder vor, daß einzelne absprangen, worüber Müller-Friedberg jeweils große Enttäuschung empfand. Usteri mußte ihn dann wieder ermutigen.

Der Zürcher Staatsrat beantwortete die Mitteilung Berns umgehend und erklärte sich mit der Antwort an den Papst einverstanden. Er beanstandete aber die „auffallenden Anmassungen in kirchlicher und politischer Beziehung“ und die Einmischung in die innern Staatsverhältnisse, welche in dem Breve enthalten seien, und wünschte, daß diesen bei jeder Gelegenheit kräftig entgegengetreten werde⁷⁶. Am folgenden Tage beriet der Große Rat die Instruktionen für die bevorstehende Tagssatzung. Bei der Eröffnung der Session wandte sich Bürgermeister von Wyß sehr energisch gegen das neue Breve. Rom habe Grundsätze geäußert und Ansprüche erneuert, die die Väter schon in frühern finstern Zeiten befremdet hätten und die besonders protestantische Regierungen zur Wachsamkeit aufrufen müßten⁷⁷. Die Aufforderung blieb nicht ohne Wirkung. Auch der Große Rat fand die Form des neuen päpstlichen Begehrens befremdlich und wünschte, daß am letztjährigen Beschluß im Sinne der von Zürich erteilten Antwort festgehalten werde. Falls eine neue Antwort gegeben werden müsse, so solle sie in schicklicher Weise eine Rüge dafür enthalten, daß der Papst, indem er den letztjährigen Tagsatzungsbeschluß beanstandet habe, sich in die innern Verhältnisse der Eidge-

⁷⁵ 30. 5. — acht Briefe Müller-Fdb. — Usteri.
17. 7. 1817

⁷⁶ 16. 5. 1817 Prot. Staatsrat.

⁷⁷ FA vW. VI 150.
von Wyß, Leben ... II, S. 378.

nossenschaft einmische. Der Regierung von St. Gallen antwortete der Zürcher Kleine Rat auf ein Kreisschreiben hin beruhigend und voller Lob über ihre feste Haltung. Zürich war wieder der hauptsächlichste Herd des Widerstandes.

Trotz des bestimmten Tones in der vorläufigen Antwort Berns an den Papst war seine endgültige Haltung noch lange ungewiß. Gruner behauptet in seinen Berichten, Bern sei noch kurz vor der Tagsatzung entschlossen gewesen, „falsch und einseitig zu votieren“. Er persönlich habe den Geheimen Rat durch seinen Einfluß umgestimmt, da er erkannt habe, daß ein für den Papst günstiges Resultat die gesamte Eidgenossenschaft erschüttern könnte⁷⁸. Immerhin läßt sich aus den bernischen Großratsprotokollen entnehmen, daß schon am 10. Juni der Große Rat auf Antrag des Geheimen Rates beschlossen hatte, die Tagsatzung habe sich als nicht zuständig zur Behandlung des Breves zu erklären⁷⁹. Damit hatte Bern eine neutrale Stellung bezogen. Schultheiß von Mülinen ging sogar so weit, Bürgermeister von Wyß gegenüber in einem Privatbrief anzuzeigen, daß der Geheime Rat nicht abgeneigt gewesen wäre, dem Großen Rat die Unterstützung des letztjährigen Tagsatzungsbeschlusses zu beantragen, doch habe man Auseinandersetzungen befürchten müssen, deren Ausgang ungewiß gewesen wäre⁸⁰. Bern war auf dem Wege, von seinem ganz romfreundlichen Kurs zurückzukommen.

Als das Geschäft wieder vor die Tagsatzung gelangte, war sein Ausgang schon nicht mehr ungewiß. Es wurde rasch zur Abstimmung geschritten, welche dreizehneinhalb Stimmen für Bestätigung des früheren Beschlusses, fünfeinhalb für Unterstützung des Breves und zweieinhalb Stimmen für Nichteintreten ergab⁸¹. Zürich drang mit seinem besondern Antrag, dem Papst eine Rüge zu erteilen, nicht durch. Schultheiß von Wattenwyl rechtfertigte die Haltung Berns auf der letzten Tagsatzung damit, daß er die Sache immer noch für eine kantonale

⁷⁸ Pieth, Gruner S. 84.

⁷⁹ 10. 6. 1817 StAB, Manual des Kleinen Rates 41, 301.

⁸⁰ 17. 6. 1817 Mülinen — Wyß FA vW. VI, 105.

⁸¹ Abschied 1817, S. 135.

23. 7. 1817 Zürcher Legationsbericht StAZ, L 62, 3.

ansehe. Er hielt es dann noch für nötig, seine persönliche Ansicht anzubringen, und erklärte, er selber habe sich durch einen längeren Aufenthalt in St. Gallen überzeugt, daß die Wiederherstellung des Klosters große Nachteile für den Kanton mit sich bringen würde. Noch ein Jahr früher hatte er anders gedacht. Damit war die St. Galler Klosterfrage als eidgenössische Angelegenheit endgültig erledigt.

Von der Gegenpartei war das veränderte Verhalten Berns nicht unbeachtet geblieben. Abt Pankraz beklagte sich laut, er und andere hätten Besseres von seiten Berns erwartet⁸². Schon die laue Antwort an den Papst habe nichts Gutes voraussehen lassen und die Kantone ermuntert, gegen das Kloster zu stimmen. Wie ernst man die Auseinandersetzung in Rom nahm, zeigt ein Brief des Internuntius Belli an den Kardinalstaatssekretär, der über die grauenhafte Hungersnot, die 1817 besonders den Kanton St. Gallen traf, mit den Worten berichtete, hier sehe man die göttliche Strafe für den Widerstand gegen die Wiederherstellung der Abtei⁸³. Der Nuntius Zeno war vor allem unzufrieden mit dem Verhalten der fremden Minister, welche ihm erklärt hatten, sie könnten ihre Mächte nicht durch eine sowieso aussichtslose Sache kompromittieren⁸⁴. Er tadelte auch Luzern und Solothurn, denn sie hatten nach seiner Meinung ihre Pflicht versäumt und zum großen Teil zu dem schlechten Ausgang der Sache beigetragen. Bern wurde von ihm auffallenderweise geschont. Er sagte nur, da es als Vorort habe Rücksichten nehmen müssen, habe sein Votum „nicht ganz mit den Wünschen des heiligen Vaters übereingestimmt“. Die Verstimmung Roms wirkte auf lange Zeit hinaus. Auf dem Boden der gesamten Eidgenossenschaft hatte es nichts ausrichten können, dafür zeigte es sich in der Folge bei den Versuchen, die Bistumseinrichtungen neu zu ordnen, einzelnen Kantonen gegenüber umso hartnäckiger.

⁸² Abt Pankraz — Msgr. Mazio (undatiert).
BA 1817, Add. XII.

⁸³ 22. 11. 1817 Belli — Consalvi BA 1817, fasc. 3.

⁸⁴ 16. 8. 1817 Zeno — Consalvi BA 1817, fasc. 3.

Die Versuche zur Neueinrichtung der schweizerischen Bistümer

(1813—1818).

Mit den Ereignissen auf eidgenössischem Gebiet sind die Wirkungen des konfessionellen Gegensatzes zwischen Zürich und Bern noch lange nicht erschöpft. Im Hintergrund der Angelegenheit des Klosters St. Gallen stand immer die Frage der Neueinrichtung der Bistümer in der Zentral- und Ostschweiz. Jene betraf die Beziehungen der gesamten Eidgenossenschaft zum römischen Katholizismus, diese nur diejenigen einzelner Kantone, darum werden sie getrennt behandelt. Auch hier interessieren uns diejenigen Dinge am meisten, welche Zürich und Bern betreffen.

Der Plan eines schweizerischen Nationalbistums

Die kirchlichen Reformmaßnahmen des konstanzer Generalvikars Wessenberg wurden in der Schweiz vor allem durch die Urkantone abgelehnt. In Uebereinstimmung mit dem päpstlichen Nuntius wünschten sie, von der kirchlichen Oberherrschaft von Konstanz loszukommen. Der Nuntius unterstützte ihre Absicht mit dem Argument, die Schweiz müsse neben ihrer politischen auch die kirchliche Unabhängigkeit anstreben. Dieses Stichwort fand großen Anklang in der Innerschweiz. Am liebsten hätten die drei Urkantone für sich ein eigenes Bistum gebildet, um auch innerhalb der Schweiz ganz unabhängig zu sein, denn politisch standen sie in starkem Gegensatz zu den aus der Mediation Napoleons hervorgegangenen Zuständen in der Eidgenossenschaft. Ihre politischen und konfessionellen Bestrebungen deckten sich überhaupt jederzeit. Ihr Kampf gegen die Franzosen in den Jahren 1798/99 war ebensogut ein Kampf für die Religion wie für die politische Unabhängigkeit

gewesen. Nirgends so sehr wie in den Urkantonen besaß die Geistlichkeit Einfluß auf die innere und äußere Politik der Regierungen, was zum großen Teil eine Folge des demokratischen Systems der Landsgemeinde war, auf die Einfluß zu nehmen leichter fiel als auf einen städtischen Rat¹. Der Wunsch der innern Orte blieb ohne Hoffnung auf Erfüllung, solange die napoleonische Herrschaft stark war. Erst 1812, als deren Ende wieder denkbar wurde, besann man sich erneut auf das erstrebte Ziel. Ende Januar 1813 traten die Vertreter der drei Kantone zu einer Konferenz in Gersau zusammen, welche beschloß, von nun an energisch vorzugehen, um die Abtrennung von Konstanz zu erreichen. Der Nuntius, der die Urkantone in jeder Beziehung zu unterstützen suchte, hielt nur eine Ablösung aller schweizerischen Diözesanstände von Konstanz gemeinsam für möglich, und es wurde daher durch Uri, welches die Funktion des Vorortes der katholischen Kantone ausübte, ein Schreiben an alle übrigen Diözesanstände erlassen, welches diese aufforderte, ihre Meinung zu äußern. Die einlaufenden Antworten waren sehr verschieden und ließen die später eintretende Verwirrung in den Bistumsangelegenheiten schon voraussehen. Keine war unbedingt negativ, aber auch nur drei Orte stimmten ohne weiteres zu.

In Zürich beriet der Kleine Rat die Angelegenheit, und fand es bedenklich, ohne daß eine Vakanz auf dem Bischofsschritt eingetreten wäre, einen Schritt zur Veränderung der Bistumsverhältnisse zu tun². Vor allem aber wollte der Rat sich nicht ohne weiteres an die katholischen Urkantone anschließen, sondern eine allgemeine Beratung auf einer Tagsatzung abwarten, um sich dann zu äußern. Für die Aufstellung eines inländischen Bischofs sah er große Schwierigkeiten voraus infolge der zu befürchtenden politischen Spannungen zwischen alten und neuen Kantonen, die durch die schwierige Ausmittlung der finanziellen Anteile noch erhöht werden könnte. Auf alle Fälle erklärte sich Zürich jedoch bereit, an Beratungen teilzunehmen. Die Sache war ihm nicht gleichgültig, aber

¹ Durrer, Unruhen S. 123.

² 9. 3. 1813 StAZ, L97 a, Kl. Rat.

man war sich noch nicht klar über die Stellung, die man dazu einnehmen sollte.

Während der Tagsatzung des Jahres 1813 versammelten sich die Gesandten der Diözesankantone, um die Frage der Abtretung zu erörtern³. Gleichzeitig wandten sich die Urkantone an den französischen Gesandten und an den damaligen Landammann der Schweiz. Beide gaben negativen Bescheid: Das Verlangen nach Abtretung vom Bistum Konstanz müsse den Bischof von Dalberg beleidigen, der alle Unterstützung Napoleons besitze. Man könne darum höchstens für den Fall einer eventuellen Erledigung des Bischofssitzes an die Ablösung denken. In der Versammlung sprachen sich Luzern und mit ihm Thurgau entschieden gegen die Trennung aus. Die luzernische Regierung hatte in ihrem mit Wessenberg abgeschlossenen Konkordat großen Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten erlangt und wollte diesen nicht an den Nuntius abtreten. Es wurde nun von der Tagsatzung ein Schreiben an den Fürstprimas Dalberg abgeschickt, in dem um die Trennung gebeten wurde für den Fall, daß eine Vakanz des Bischofssitzes eintrete. Dalberg antwortete zustimmend, jedoch mit dem Vorbehalt, daß man sich mit Luzern verständige und daß Napoleon einverstanden sein müsse.

Auf der außerordentlichen Tagsatzung im November 1813, welche über die Maßnahmen zur Wahrung der Neutralität zu beraten hatte, fand man trotz der gespannten Lage Zeit zu einer Diözesankonferenz. Aus ihrer Mitte wurde eine Gesandtschaft zu Dalberg, der sich gerade in Zürich befand, abgeordnet, die ihn bitten sollte, unter der Voraussetzung der Sanktion durch den Papst in die Abtretung der schweizerischen Diözesankantone vom Bistum Konstanz einzuwilligen. Dalberg antwortete bald und, da er den Schutz Napoleons verloren hatte, ziemlich entgegenkommend, er werde sich dem väterlichen Entscheid des Papstes fügen. Darauf beschloß die Konferenz in einer neuen Sitzung, an den Papst das Gesuch zu richten, die Schweiz möge wie andere Staaten eigene inländische Bischöfe erhalten. Infolge des Krieges und der innern Vorgänge in der

³ 24. 6. 1813 StAZ, L97 a, Prot. der Diözesankonferenz.

Eidgenossenschaft verzögerte sich die Ratifikation dieses Beschlusses jedoch sehr. Bisher war Luzern der alleinige konsequente Gegner der Abtretung gewesen. Der Staatstreih Rüttimanns in Luzern vom Februar 1814 hatte zur Folge, daß dieser Ort nun auch für die Abtrennung eintrat und die Beziehungen zum Nuntius wieder herstellte. Zürich erteilte die Ratifikation ebenfalls⁴. Es war zwar mehr oder weniger unbeteiligt, hatte jedoch den Ablauf der Dinge eingehend verfolgt. Es suchte für sich selber lediglich, bei einer Neueinrichtung des Bistums in bezug auf seine zwei katholischen Gemeinden möglichst wenig belastet zu werden. Als Vorort aber bestrebte es sich außerdem, darüber zu wachen, daß einmütige Beschlüsse ohne Streitigkeiten gefaßt würden, und daß auf keinen Fall ein Provisorium geschaffen, sondern der bestehende Verband erst aufgelöst werde, wenn ein neuer vorhanden sei. Wir sehen, daß Zürich das Interesse der gesamten Eidgenossenschaft in kirchlichen Fragen zu wahren suchte. Nachdem die Ratifikationen der Stände eingetroffen waren, wurde die Eingabe an den Papst durch Uri abgeschickt. Luzern, das zuerst seine Behörden reorganisieren mußte, trat nachträglich dem Gesuch bei, so daß nun sämtliche Diözesanstände es unterstützten.

Solange Napoleons Macht noch bestanden hatte, war Rom in dem Bestreben, seine Positionen überall wiederzugewinnen, vorsichtig gewesen. Die Angelegenheit der von Konstanz zu trennenden schweizerischen Gebiete schien einer ruhigen Erledigung entgegenzugehen. Nachdem die Zustimmung des Papstes erfolgt sein würde, wollte man die neuen Bistumseinrichtungen vorbereiten, und darauf sollte die Trennung ausgesprochen werden. Nach dem ersten Pariser Frieden brauchte aber die Kurie in der Schweiz keine außenpolitischen Rücksichten mehr zu nehmen. Sie unternahm jetzt einen raschen Schritt, der ihren Einfluß mit einem Schlag vervielfachen sollte. Der Papst hatte dem Begehren der schweizerischen Diözesanstände in einem Breve vom 7. Oktober 1814 vorläufig entsprochen, indem er den Nuntius anwies, die notwendigen Vorbereitungen für das neue Bistum zu treffen. In einem weiteren Breve an den Fürstprimas

⁴ 4. 11. 1813 L 97 a Diplomatische Kommission.

verfügte er nun aber die sofortige Lostrennung und setzte den Probst von Beromünster zum Apostolischen Vikar ein. Damit war mit einem Schlag das in Kraft getreten, was man zu vermeiden gesucht hatte, nämlich die provisorische Administration, welche die schweizerischen Teile des Bistums direkt Rom unterstellte und seinem Einfluß preisgab. Die Urkantone waren mit dem Ergebnis sehr zufrieden, die übrigen Orte weniger, aber niemand protestierte. Nur Luzern, das am meisten betroffen war, begann sich wieder von der Politik des Nuntius abzuwenden, die es seit dem Staatsstreich befolgt hatte. Es teilte Zürich mit, man werde den Apostolischen Vikar nur unter Vorbehalt der landesherrlichen Rechte anerkennen. Zürich antwortete, es teile das Befremden Luzerns über den Vorgang, und schlug vor, vor jeder andern Beratung gemeinsam unter den andern Ständen auszumachen, ob man den Apostolischen Vikar anerkennen wolle oder nicht. Im allgemeinen hielt sich Zürich jedoch vorläufig zurück.

Am 12. Januar 1815 machte Luzern in einem Kreisschreiben den Vorschlag auf Abhaltung einer Konferenz über die Diözesanangelegenheit. Die zürcherische Regierung erwiderte, sie werde mit dem Interesse teilnehmen, das sie in bezug auf die eigenen Katholiken haben könne. Ihre nähere Anteilnahme aus eidgenössischem Interesse wurde nach außen zunächst nicht gezeigt.

Am 16. Januar beriet der Staatsrat in Zürich die Instruktionen für die in Aussicht gestellte Diözesankonferenz⁵. Die Gesandtschaft erhielt vor allem die Anweisung, in der Stellung zu verbleiben, die einer protestantischen Regierung gezieme, welche nur für eine kleine Anzahl katholischer Angehöriger an dem Geschäft teilnehme. Zürich fürchtete wohl mit Grund, ein allzu starkes Auftreten seines protestantischen Gesandten könnte bei allen Katholiken Mißfallen erregen, denn gegen die bloße Beteiligung Zürichs hatten sich schon Stimmen erhoben. Die Gesandtschaft sollte diejenigen Stände unterstützen, welche die eidgenössischen Rechte in geistlichen Dingen gegen die Anmaßungen Roms verteidigten, und auf möglichst rasche Fer-

⁵ 16. 1. 1815 L 97 a Staatsrat an Kl. Rat.

tigstellung der Bistumseinrichtungen dringen, um Eingriffe von außen zu verhindern. Alles, was die Souveränitätsrechte der Kantone gefährden könne, sollte von ihr abgelehnt werden. Sie hatte die Anerkennung des Apostolischen Vikars auszusprechen, doch sollte sie die Form der Einsetzung beanstanden. Hier haben wir das eidgenössische Interesse Zürichs an der Sache wieder deutlich vor uns. Die Beurteilung der Dinge war aber innerhalb der zürcherischen Regierung nicht einheitlich. Reinhard in Wien, der durch seinen Kollegen Wyß über alle Vorfälle auf dem Laufenden gehalten wurde, glaubte sich freuen zu dürfen, daß diese ganzen Geschäfte Zürich nur sehr wenig angingen, und nahm nur geringen Anteil an der Sache. Das Interesse Zürichs ging vor allem von Wyß und Usteri aus, während Reinhard fand, die Kantone müßten sich selber helfen, wenn sie sich nicht die Einmischung Roms in ihre Angelegenheiten gefallen lassen wollten, und nicht an ein Eingreifen Zürichs dachte. Dagegen wünschten Usteri und Wyß den Einfluß Zürichs in dieser Sache einzusetzen.

Die eidgenössischen Orte hätten gegenüber Rom ein einheitliches Verhalten an den Tag legen müssen, um Erfolg haben zu können. Sie entzweiten sich jedoch schon an der Frage, wo die geplante Konferenz abgehalten werden solle. Der zürcherische Staatsrat hatte Zürich vorgeschlagen aus praktischen Gründen und um eine unbefangene Beratung zu ermöglichen, dagegen weigerten sich aber die Urkantone, welche nicht nach Zürich gehen wollten. Die Auseinandersetzung zwischen neuen und alten Kantonen war eben noch keineswegs beendet, vor kurzem noch hatte die Herausgabe der „Correspondance secrète“ neuen Haß gestiftet, und für die drei innern Orte kam es nicht in Frage, ihre eigenste Angelegenheit am Hauptsitz ihrer Gegner und unter zürcherischem Präsidium beraten zu lassen. Die neuen Kantone waren ihrerseits gegen eine Konferenz in Luzern mit dem Argument, man wolle nicht zwei Tagsatzungen haben. Sie glaubten noch nicht ganz daran, daß Luzern den von ihm seit dem Staatsstreich eingeschlagenen Kurs schon wieder aufgegeben habe.

Der Zürcher Staatsrat hielt aber trotz diesen Schwierig-

keiten an der Abhaltung einer Konferenz fest; vorher wollte er zu nichts Hand bieten⁶. Er blieb konsequent bei der Ablehnung des Apostolischen Vikars und ließ durch den Kleinen Rat den katholischen Pfarrern von Rheinau und Dietikon die Annahme von Weisungen vor seiner Anerkennung strikte verbieten. Nach und nach anerkannten aber alle Kantone außer St. Gallen, Zürich und Thurgau den Apostolischen Vikar, und das Interesse an einer Konferenz schwand. Die zürcherische Regierung hatte vergeblich gehofft, auf einer in ihrer Stadt abgehaltenen Konferenz vermitteln zu können. Die Orte schienen ihr aber nicht sehr bestrebt, einen Ausgleich ihrer Gegensätze zu finden und sich selber aus der unangenehmen Lage zu helfen. So begann Zürichs Interesse an der Sache zu schwinden.

Usteri erhielt durch seine Korrespondenz mit Meyer von Schauensee den Kontakt mit Luzern aufrecht. Für ihn war die Sache nicht erledigt. Als Meyer ihn auf seine Fragen hin, warum Luzern nicht tätiger sei, bedenken ließ, daß Luzern vieles von sich aus gegen den Nuntius hätte unternehmen können, daß es aber Rücksicht auf die gemeinsame Sache genommen und vor allem die Urkantone nicht habe abspenstig machen dürfen, gab ihm Usteri kräftig zu verstehen, daß Luzerns Haltung bisher nicht eindeutig gewesen sei. Er ging noch weiter. Durch eine enge Zusammenarbeit zwischen Luzern und Zürich hoffte er, am schnellsten eine umfassende Lösung zu erreichen, und schrieb an Meyer: „Luzern und Zürich (pro minima parte wir, aber durch unsern Einfluß auf andere nicht unwichtig) könnten gemeinsam das Schiff retten, glaub' ich, und die Trennung verhüten“. Usteri hatte den Gedanken der Vermittlung durch Zürich noch nicht aufgegeben, und in Verbindung mit Luzern glaubte er ihn durchführen zu können⁷. Es wurde aber nichts daraus. Die Orte ließen den Plan einer Konferenz überhaupt ganz fallen, nachdem Dalberg selber der Trennung zugestimmt und seinerseits Göldlin zu seinem Generalvikar eingesetzt hatte⁸.

⁶ 6. 2. 1815 L 97 a Staatsrat an Kl. Rat.

⁷ 8. 2. 1815 Meyer v. Sch. — Usteri.

10. 2. 1815 Ust. — M. v. S.

⁸ 1. 3. 1815 L 97 a Dalberg an Zürich.

15. 4. 1815

Nun anerkannte diesen auch Zürich. Die Antwort an den Papst wurde jetzt ohne Konferenzberatung in Luzern verfaßt und den Ständen zur Genehmigung zugestellt. In Zürich fand man sie aber viel zu untertänig abgefaßt und hielt sich von dem Dankschreiben fern⁹. In Luzern legte man dennoch weiterhin großen Wert auf die Mitwirkung Zürichs in der Bistumssache¹⁰.

Im weiteren Verlaufe des Jahres 1815 ruhte die Angelegenheit; erst im Spätjahr begann Luzern, zum Teil auf Veranlassung Usteris, neue Konferenzvorbereitungen. Am 29. Juli hatte der Papst in einem Breve auf das Dankschreiben der Stände geantwortet. Darin hatte er die hergebrachten besonderen Rechte der Eidgenossenschaft in kirchlichen Dingen bestritten und seine alleinige Autorität auf kirchlichem Gebiet geltend gemacht. Den Ansprüchen des Papstes mußte jetzt gemeinsam entgegengetreten werden. Nur wenn es gelang, aus eigenen Kräften die neue Organisation der Bistümer zu errichten, konnte man unabhängig von Rom bleiben. Die Einigkeit der Bestrebungen zu erreichen war aber äußerst schwierig. Luzern beschloß, an der Konferenz nur die Bistumseinrichtung zur Sprache zu bringen und die Antwort des Papstes auf der Seite zu lassen, um möglichst wenig Konfliktmöglichkeiten zwischen den Urkantonen und den neuen Orten zu bieten. Die letzteren aber waren immer noch mißtrauisch gegen Luzern. Die neuen Kantone suchten sich zuerst untereinander und mit Schaffhausen und Zürich vollständig ins Einvernehmen zu setzen, bevor sie mit den „obskuren Herren“ der Inner-schweiz zu verhandeln anfangen wollten. Besonders Aargau und St. Gallen wünschten alle Entscheidungen hinauszuschieben, waren aber immerhin bereit, eine Konferenz zu besuchen¹¹. Die Aussichten für eine Einigung standen also von Anfang an schlecht. Der Zürcher Stadtrat empfahl dem Kleinen Rat, die Konferenz zu beschicken und zu allem Ersprößlichen Hand zu

⁹ 12. 3. 1815 Ust. — M. v. S.

¹⁰ 25. 5. 1815 Luzern an Zürich L 97 a.

¹¹ 22. 9. 1815 L 97 a Aargau — Zürich.

22. 9. 1815 Rengger — Usteri ZB V 480.

6. 10. 1815 Müller-Fdb. — Usteri.

bieten¹². Er überlegte, daß man sich durch Wegbleiben im jetzigen Moment für die spätere Zeit den Einfluß auf ein wichtiges, gemeineidgenössische Interessen berührendes Geschäft verscherzen würde und daß man nicht nur an die zwei Zürcher katholischen Gemeinden denken dürfe. Die politischen Interessen und der Wunsch, keine unter mehreren Kantonen auszutragende Entscheidungen ohne zürcherische Mitwirkung vor sich gehen zu lassen, beherrschten die Ueberlegung. In dem Gutachten des Staatsrates fehlt der Hinweis auf die protestantische Konfession. Immerhin ging es ja auch in diesem Falle nicht direkt um die Erhaltung der protestantischen oder um das Verhältnis der katholischen Konfession zum Staate, sondern zunächst nur um die Möglichkeit einer Einigung zwischen den Urkantonen und den neuen Orten. Schaffhausen machte ähnliche Ueberlegungen, fand aber eine eigene Gesandtschaft zu kostspielig und übertrug seine Instruktion dem eben ernannten Zürcher Gesandten Usteri¹³. Niemand in Zürich kannte die Materie so gut wie er, und es war selbstverständlich, daß er gewählt wurde. In den Einzelheiten entsprach die beschlossene Instruktion für Usteri der schon im Januar aufgestellten. In diesem zur Kenntnis der übrigen Orte bestimmten Schriftstück wurde die „Stellung die einer protestantischen Regierung geziemt“, wieder bezogen, dafür wurde die Betonung des gesamteidgenössischen Interesses hier unterlassen. Gegen innen verwendete der Zürcher Staatsrat also andere Begründungen als gegen außen, wenn er gegenüber dem Kleinen Rat das eidgenössische Interesse und gegenüber den anderen Orten das Konfessionsinteresse vorschob. Die im Innern gebrauchten Motive sind aber wohl die wichtigern.

Der Plan Luzerns für die bevorstehende Konferenz war, eine Bistumseinrichtung für die von Konstanz abgetrennten Kantone zu schaffen, die diese möglichst alle einschließen sollte. Usteri strebte ein noch umfassenderes Bistum an, das auch die Gebiete des ehemaligen Bistums Basel (Solothurn, Basel, Fricktal und Berner Jura) einbeziehen und ein Nationalbistum

¹² 29. 12. 1815 L 97 a Staatsrat — Kl. Rat.

¹³ 8. 12. 1815 L 97 a Schaffhausen — Zürich.

bilden sollte. Von einem solchen großen inländischen Bistum erhoffte er eine möglichst große Unabhängigkeit der geistlichen Organisation von Rom. Es bildete von da an eigentlich den Grundgedanken aller Unternehmungen Usteris. Gegen den Plan eines großen Nationalbistums und gegen denjenigen Luzerns gingen die Bestrebungen des Nuntius, der für seine Bedürfnisse lieber viele kleine Bistümer in der Schweiz einrichten lassen wollte. Er unterstützte daher alle separatistischen Bestrebungen, die gegen die Einheit der vereinigten konstanzer Stände gingen. Er betrieb Zuweisungen an die Bistümer Chur und Basel, um den übrigbleibenden Rest möglichst klein werden zu lassen. Gleichzeitig hoffte er dadurch den Einfluß der Orte Luzern und Zürich zu beschränken. Solothurn, das in seiner Hauptstadt das Bistum Basel wieder errichten wollte, kam ihm dabei eifrig zu Hilfe. Wem sich Bern anschließen würde, das für den Jura nun auch in einen Bistumsverband eintreten mußte, war noch ungewiß, seine Stellungnahme mußte aber von großer Bedeutung sein.

Die Konferenz in Luzern dauerte vom 10. bis 16. Januar 1816¹⁴. Die Anwesenheit des Gesandten von Zürich wurde durch den Vorsitzenden, Schultheiß Rüttimann, speziell begrüßt. Da ein großer Teil der Gesandten nur zum Anhören und Referieren beauftragt war, entstanden keine großen Auseinandersetzungen. Es wurde durch eine Kommission ein Plan für die Errichtung eines Bistums mit Sitz in Luzern für alle ehemals konstanzer Stände aufgestellt, der den Gesandten gedruckt nach Hause übergeben wurde. Dieses Projekt richtete sich nach den ehemals vom Nuntius Testaferatta vertretenen Prinzipien. Darauf ruhten die offiziellen Verhandlungen wieder. Die einzelnen Kantone arbeiteten auf eigene Faust weiter und verständigten sich vorwiegend durch Privatbriefe. Die drei paritätischen neuen Kantone waren prinzipiell immer für Zusammenarbeit, konnten sich aber nie über ihre besonderen Verhältnisse hinaus erheben. Aargau lag vor allem daran, nach der Neuordnung nur noch einem Bistum anzugehören. Es veröf-

¹⁴ 10. 1. 1816 L 97 a Legationsbericht Usteris.
14. 1. 1816

fentliche im Juli 1816 ein Projekt zur Vereinigung der Diözesen von Konstanz und Basel, das dieses Ziel erreichen sollte¹⁵. Dessen Bestimmungen über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche waren viel liberaler als diejenigen des Projekts der Luzerner Kommission und fanden darum auch die schärfste Ablehnung des Nuntius. Zur dringend notwendigen Einigung trug es nicht bei. In St. Gallen wirkten starke Kräfte für den Anschluß an das Bistum Chur. Der Kanton nahm eine schwankende Haltung ein. Der Zusammenschluß mit Luzern und den Urkantonen wurde das eine Mal gewünscht, das andere Mal wieder verworfen. Sogar der Gedanke an eine Rückkehr zu Konstanz trat verschiedentlich auf. Das entschlossene Vorgehen Solothurns in seinen Verhandlungen mit dem Nuntius ließ eine Hoffnung auf Verschmelzung der Bistumsgebiete von Basel und Konstanz immer kleiner werden, um so mehr, als man nun nach und nach auch von bernischen Bestrebungen in der gleichen Richtung vernahm. Gegenüber Zürich äußerte der Berner Geheime Rat ausdrücklich die Absicht, das Bistum Basel wieder herzustellen. Luzern bemühte sich weiterhin, das Vertrauen der paritätischen Orte zu gewinnen und dasjenige der Urkantone nicht zu verlieren. Mit seiner entschiedenen Haltung in der St. Galler Klosterfrage gewann es bei den neuen Kantonen Anerkennung. Um so größer wurde der Gegensatz zum Nuntius. Dieser und sein Nachfolger Cherubini bezeichneten es in ihren Berichten nach Rom für ausgeschlossen, in Luzern einen Bistumssitz zu errichten, da dort ganz schlechte Gesinnungen herrschten¹⁶. Im Namen Zürichs versprach Usteri auf alle Seiten Hilfe und ermutigte seine Freunde in den verschiedenen Kantonsregierungen. Wesentliche Fortschritte wurden aber keine gemacht.

Auf der Tagsatzung des Jahres 1816 stellte Bern, wie es im Wiener Rezeß vorgesehen war, das Gesuch, die Kantone möchten der Wiederherstellung des Bistums Basel zustimmen. Zürich war dafür, sofern es der Wille der betreffenden Gegenden sei¹⁷. Es kam aber auf Antrag von Luzern nicht zu einem

¹⁵ 15. 7. 1816 Kothing, Bistumsverhandlungen S. 105.

¹⁶ 27. 1. 1816 Testaferrata — Consalvi BA 1816, fasc. 1.

¹⁷ 21. 7. 1816 L 97 a Staatsrat.

Beschluß, und Bern erklärte sich bereit, noch ein Jahr zu warten. Damit war die Möglichkeit einer umfassenderen Lösung der Bistumsfrage noch offen geblieben. Luzern plante, mit Zustimmung Zürichs im Herbst 1816 eine neue Konferenz abzuhalten und zu dieser auch Basel und Bern einzuladen. Da aber der neue Nuntius seine Ankunft erst auf den November ankündigte, und man zuvor mit ihm verhandeln wollte, wurde die Zusammenkunft verschoben. Die Bistumsfrage wurde nun wieder einige Zeit liegen gelassen. Usteri hielt jedoch den Kontakt aufrecht und warnte immer wieder vor zu langem Aufschub. Dem neuen Nuntius wurde nach seiner Ankunft der Bistumsentwurf der Kommission vom Januar 1816 vorgelegt. Er schickte ihn nach Rom und bat um Meinungsäußerung. Die Kongregation, welcher der Entwurf vorgelegt wurde, verwarf ihn sogleich und beantragte sogar, dem Nuntius eine Rüge zu erteilen, weil er durch die Entgegennahme des Entwurfes ein zu großes Entgegenkommen gezeigt habe¹⁸. Die endliche Antwort des Nuntius an die luzernischen Unterhändler im Frühjahr 1817 lautete dementsprechend. Er wendete sich gegen jede Einmischung des Staates in die kirchliche Organisation und bestritt, daß der Apostolische Vikar Göldlin nur in dasjenige Verhältnis zum Staat eingetreten sei, das der Bischof von Konstanz vorher zu Luzern hatte, obwohl die Regierung jenen ausdrücklich nur unter dieser Bedingung anerkannt hatte. Er weigerte sich auch, den Kanton St. Gallen und einen Teil des Kantons Thurgau in den neuen Bistumsverband aufnehmen zu lassen, mit der Begründung, daß das Ordinariat des Klosters St. Gallen noch immer bestehe. Der Luzerner Staatsrat machte sogleich allen beteiligten Ständen diese Dinge bekannt. Man war überall entrüstet über die Hartnäckigkeit und die ständig zunehmenden Ansprüche der Kurie. Besonders die letzte Behauptung wurde als eine Mißachtung des Tagsatzungsbeschlusses von 1816 über das Kloster St. Gallen empfunden und speziell in Zürich übel vermerkt¹⁹. Der Zürcher Staatsrat

¹⁸ BA 1816, Add. XII.

¹⁹ 27. 2 1817 M. v. S. — Usteri.

8. 3. 1817

beschloß, Luzern das übereinstimmende Befremden über die Behauptungen der Nuntius mitzuteilen. Er wünschte aber, daß vorderhand keine Konferenz abgehalten werde. Zuerst sollten sich die Kantone in besonderen Verhandlungen einigen, worauf die Konferenz nur noch Ausführungsbeschlüsse zu fassen haben sollte. Verhandlungen bei der gegenwärtigen Spaltung unter den Kantonen würden, so nahm man an, nur diese Spaltung verewigen. Bevor das Schreiben aber abgeschickt werden konnte, traf die Einladung Luzerns zur Konferenz auf den 10. Mai ein, und es wurde zurückgehalten²⁰.

Zwischen Zürich und Bern begannen sich damals die längere Zeit unterbrochenen Beziehungen allmählich wieder zu beleben, wobei der private Verkehr zwischen Schultheiß von Mülinen und Bürgermeister von Wyß eine wichtige Rolle spielte. Wyß teilte seinem bernischen Kollegen das zürcherische Befremden über die Aeüßerungen des Nuntius mit und suchte ihn auf die Gefahren, die aus der Agitation Roms für die eidgenössische Einheit entstehen könnten, aufmerksam zu machen. Bern sollte nach seiner Meinung, nachdem es eidgenössischer Vorort geworden war, auch in dieser Hinsicht die Rolle Zürichs übernehmen. Wyß wünschte ein Zusammenarbeiten der drei Vororte in der Bistumsfrage und hoffte dadurch, eine Lösung herbeiführen zu können. Dieser großzügige Gedanke ließ sich jedoch nicht verwirklichen. Offiziell wandte sich der Zürcher Staatsrat in einem Schreiben an der Berner Geheimen Rat, das den zürcherischen Standpunkt besonders im Hinblick auf die eidgenössischen Interessen und vor allem auf die Mißachtung des letztjährigen Tagsatzungsbeschlusses über das Kloster St. Gallen durch den Nuntius darlegte. Bern wurde gebeten, seine Gedanken mitzuteilen, damit man gemeinsam Luzern in seiner schweren Stellung unterstützen könne²¹. Der Berner Geheime Rat antwortete jedoch ausweichend und suchte sich von der Sache fernzuhalten. Es gelang Zürich nicht, ein gemeinsames Vorgehen zu erreichen²². Zürich versuchte nun

²⁰ 10. 4. 1816 Prot. Staatsrat.

²¹ 9. 4. 1817 Wyß — Mülinen FA vW. VI, 105.

16. 4. 1817 Prot. Staatsrat.

²² 22. 4. 1817 L 97 a Bern — Zürich.

nicht mehr, die Konferenz in Luzern zu verhindern, sondern beauftragte wiederum Usteri mit der Gesandtschaft. In der neuen Instruktion stand diesmal gar nichts von der Stellung einer protestantischen Regierung²³. Es hieß jetzt: „Der Herr Abgeordnete wird die Rechte des eidgenössischen Freistaates und eine denselben gemäße Stellung gegen den Römischen Hof behaupten helfen und zu allem beitragen, was die Ehre, die Ruhe und den innern Frieden des Vaterlandes befestigen und fördern kann“. Auch den anderen Orten gegenüber betonte die Zürcher Regierung jetzt ihr politisches Interesse an der Sache. Die Instruktion befaßte sich auch mit den einzelnen Punkten des Bistumsentwurfes, betonte aber am Schluß noch einmal, die landesherrlichen Rechte müßten um jeden Preis gewahrt werden. Usteri seinerseits ermahnte Meyer von Schauensee, Luzern müsse diesmal ganz konsequent vorgehen und in enger Verbindung mit den paritätischen Orten handeln. Es dürfe keine Rücksicht auf die kleinen Kantone nehmen und auch eine eventuell eintretende Trennung von diesen nicht fürchten. Usteri hoffte immer noch auf eine mögliche Einigung, welcher der Nuntius zuzustimmen gezwungen sein würde²⁴. Auf der andern Seite erhielt dieser erneute Weisungen, mehrere Bistümer anstelle eines einzigen zu begünstigen und auf keinen Fall den Titel Nationalbistum anzuerkennen²⁵.

Die Diözesankonferenz begann am 17. Mai in Luzern. Die Vertreter der einzelnen Orte hatten genaue Instruktionen mitgebracht, die sich in vielen Punkten widersprachen. Die Urkantone verlangten kategorisch die Anpassung des Bistumsentwurfes an die Forderungen des Nuntius; die übrigen beharrten auf den besondern Rechten der eidgenössischen Orte in kirchlichen Dingen. Eine Kommission wurde beauftragt, alle Äußerungen mit dem Protokoll der früheren Konferenz zusammenzustellen. Eine Abstimmung konnte aber der bindenden Instruktionen der einzelnen Orte wegen nicht durchgeführt werden. Die Kantone Bern, Basel und Solothurn waren an der

²³ 30. 4. 1817 L 97 a Staatsrat.

²⁴ 1. 5. 1817 Ust. — M. v. S.

²⁵ 17. 5. 1817 Consalvi — Zeno BA 1817.

Konferenz vertreten, dachten aber nicht daran, sich den übrigen Orten anzuschließen, sondern äußerten dauernd die Absicht, das Bistum Basel wieder herzustellen, wobei sie aber unter sich gar nicht einig waren²⁶. Die Verhandlungen sollten auf der Tagsatzung fortgesetzt werden. Zürich instruierte seinen Vertreter in dieser Sache kurz dahin, auf eine möglichst rasche Erledigung der Angelegenheit zu dringen²⁷. Es nahm weder mit Luzern noch mit einem andern Orte Rücksprache, denn man begann von diesem Geschäft genug zu bekommen. Die feste gemeinsame Ablehnung der erneuten Bemühungen des Papstes um die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen schien noch einmal einen günstigen Ausgang der Bistumsverhandlungen voraussehen zu lassen. Es kam aber anders. St. Gallen ließ sich unter dem erneuten Druck der Kurie dazu bewegen, der Errichtung eines eigenen Bistums für den Kanton auf der Grundlage des früheren Ordinariats zuzustimmen²⁸. Bern seinerseits erreichte von der ordentlichen Tagsatzung der 22 Kantone die Erlaubnis, das Bistum Basel wieder herzustellen, auf Grund des Wiener Kongreßentscheides. Damit fiel die Möglichkeit einer Vereinigung der Diözesangebiete von Basel und Konstanz zu einem schweizerischen Bistum dahin. Mit 7 zu 8 Stimmen unterlag der Antrag, eine Kommission zu diesem Zwecke zu bilden²⁹. Schaffhausen, das sich auf den früheren Konferenzen durch den Zürcher Gesandten hatte vertreten lassen, diesmal aber einen eigenen Gesandten stellte, stimmte jetzt mit Bern und gab so den Ausschlag. Das Nationalbistum, das Ziel Usteris war damit ins Wasser gefallen, aber nicht einmal mehr die Vereinigung der konstanzer Stände allein kam zuwege. St. Gallen hatte sich abgesondert, Aargau wollte nur einem Bistum beitreten, das sein Gebiet ganz umfaßte, und der Rest konnte sich überhaupt zu keinem Schritt entschließen. Luzern wollte auf keinen Fall mit den Urkantonen allein als überwiegenden Partnern zusammenspannen, und diese hat-

²⁶ 18. 5. 1817 L 97 a Legationsbericht Usteris.

²⁷ 6. 6. 1817 Prot. Staatsrat.

²⁸ 15. 7. 1817 M. v. S. — Ust

²⁹ 4. 8. 1817 L 97 a Protokoll der Tagsatzung.

ten für sich schon längere Zeit eigene Pläne im Auge, die nur wegen finanzieller Fragen bisher unverwirklicht geblieben waren.

Die Lage war gründlich verfahren. In Zürich hatte man aus besten Kräften zu einer annehmbaren, Einigung bringenden Lösung mitzuhelfen gesucht, und sah sich nun in jeder Beziehung enttäuscht. Nach der Tagsatzung des Jahres 1817 schwand für Zürich die Möglichkeit, auf die Geschehnisse in der Bistumsfrage Einfluß zu nehmen. Solange auf das Nationalbistum hingearbeitet worden war, hatte es aus dem politischen Interesse, die Einigkeit im Bund zu bewahren, und der konfessionellen Absicht, den Protestantismus zu schützen, genügend Anlaß gehabt, an einer umfassenden Lösung mitzuwirken, und niemand konnte ihm diese Mitwirkung verargen. Nachdem aber die Bistumsangelegenheiten mit dem Scheitern der Verhandlungen nun Sache der einzelnen Kantone wurden, mußte sich Zürich notgedrungen zurückziehen.

Eine ganz andere Stellung als die zürcherische hatte die bernische Regierung in der Bistumsfrage eingenommen.

Berns Bemühungen um ein eigenes Bistum

Nachdem Bern das Gebiet des ehemaligen Bistums Basel in seinen Kantonsverband aufgenommen hatte, stellte sich sehr bald die Frage, wie die Diözesanverhältnisse in dieser Gegend zu regeln seien. Das bernische Kantonsgebiet gehörte bisher zu keinem Bistum, da gar keine Katholiken darin wohnten. Einzig in der Hauptstadt gab es solche; ihre Gemeinde war dem Bischof von Lausanne unterstellt. Für das neue bernische Gebiet mußte aber eine andere Lösung gefunden werden. Der Entscheid des Wiener Kongresses hatte die Frage offen gelassen, ob das bisherige Bistum Basel, als dessen Oberhaupt Bischof Neveu in Offenburg residierte, beizubehalten oder an eine andere Diözese anzuschließen sei. da ja die Bistumsverhältnisse in der Schweiz sowieso eine Neuordnung erforderten. Die bernische Regierung hatte aber schon in der Vereinigungsurkunde

der Errichtung einer Offizialität, das heißt eines bischöflichen Kommissariats, im neuen Landesteil zugestimmt, ohne zu wissen, um was es sich dabei handelte. Im Laufe des Novembers erkundigte sie sich nämlich in Luzern und St. Gallen, wie es sich mit einer solchen Einrichtung verhalte und welcher Art dort im allgemeinen die Beziehungen zwischen Staat und Kirche seien³⁰. Bern fehlte jede Erfahrung auf diesem Gebiet, und um so leichter war es für den Nuntius Testaferrata, von außen Einfluß zu gewinnen. Am 19. Dezember teilte er dem Schultheißen von Wattenwyl die Ansichten des päpstlichen Stuhles über die Neuordnung der Bistümer in der Schweiz mit. Er verwarf energisch den Gedanken an ein Nationalbistum und erklärte, die Nuntiatur habe wohl mit Hilfe von nationalen Argumenten die Loslösung der schweizerischen Gebiete von Konstanz gefördert, aber aus höheren moralischen Rücksichten müsse sie jetzt eine andere Haltung einnehmen. Für die abgetrennten Stände müßten neue Bistümer errichtet, oder sie müßten an bestehende angeschlossen werden. Auf keinen Fall dürfe man die letztern irgendwie beeinträchtigen. In Bern folgte man von da an diesen Anweisungen. Dies zeigte sich sogleich, als während der Vorbereitungen für die Diözesankonferenz vom Jahre 1816 der Staatsrat von Zürich sich an die Berner Regierung wandte und sie zur Zusammenarbeit und zur Mitteilung „ihrer Gesinnungen“ einlud. Bern antwortete bald in ablehnendem Sinne. Die Berner Regierung wünschte die Bistumsfragen in einem möglichst kleinen Rahmen zu lösen und um so leichter war es für den Nuntius Testaferrata, von außen Einfluß zu gewinnen. Am 19. Dezember teilte er dem Schultheißen von Wattenwyl die Ansichten des päpstlichen Stuhles über die Neuordnung der Bistümer in der Schweiz mit. Er vertrat die Behauptung, kleinere Bistümer seien weniger vom päpstlichen Stuhl abhängig als große. Damit mußte sich Zürich zufrieden geben.

Nach der Konferenz wurde Bern von Luzern eingeladen, für sein katholisches Gebiet dem neu zu schaffenden National-

³⁰ 7. 12. 1815 StAB Diözesanakten I, Bern an Luzern
14. 12. 1815 und St. Gallen

bistum beizutreten. Eine weitere protestantische Regierung innerhalb dieses Bistumsverbandes zu haben, schien Luzern für seine Absichten günstig zu sein³¹. Bern erteilte aber auch hier zunächst keine und dann eine ablehnende Antwort. Sein Bestreben war es vor allem, den Wünschen des neuen Untertanlandes entgegenzukommen, um ihm den Gehorsam gegen seine Regierung zu erleichtern. Diese Wünsche gingen aber in bezug auf das Bistum in einer anderen Richtung als der von Luzern angestrebten. Der gesamte katholische Klerus hatte sich nicht damit abgefunden, daß nicht der Bischof wie früher zum Landesherrn gemacht worden war, sondern die protestantische Regierung von Bern³². Um wenigstens den Bischofssitz und im geheimen auch den Anspruch auf Wiederherstellung der weltlichen Rechte des Bischofs aufrechtzuerhalten, wünschte die Geistlichkeit einmütig die Wiederherstellung der Diözese Basel mit Sitz in Pruntrut³³. Die Berner Regierung nahm sich diesen Wunsch zu Herzen, um so mehr, als er mit den Ansichten des Nuntius übereinstimmte, und suchte ihn rasch auszuführen. Sie bestrebte sich zu diesem Zwecke, mit den übrigen Ständen des ehemaligen Bistums Basel ins Einvernehmen zu kommen. In dem Bemühen, den Bistumssitz im Kanton zu behalten, stieß Bern jedoch mit den Interessen Solothurns zusammen. Dieses wünschte in seiner Hauptstadt einen Bischofssitz zu haben und hatte schon während der Diözesankonferenz im Januar 1816 darüber Beratungen mit dem Nuntius abgehalten. Zunächst handelten in Bern nur der Geheime Rat und eine besondere Bistumskommission, am 20. April 1816 wurde die Angelegenheit dem Kleinen Rat vorgelegt, und dabei erhalten wir über den Stand der Dinge Aufschluß³⁴. Es lohnt sich daher, die verschiedenen Ausführungen eingehend zu verfolgen.

Der Vortrag des Geheimen Rates gliederte sich in einen Minderheitsantrag für den Sitz des Bistums in Solothurn und einen Antrag der Mehrheit für ein Bistum mit Sitz in Pruntrut. Der ganze Rat stimmte darin überein, daß das Bistum

³¹ 30. 1. 1816 M. v. S. — Ust.

³² Fischer, Rückblicke S. 272.

³³ 30. 10. 1815 Diözesanakten I.

³⁴ 20. 4. 1816 Geh. Rat 5, 74 ff.

Basel als eigene Diözese beizubehalten sei, indem der Papst und die Einwohner des Landes dies wünschten. Ein Nationalbistum wurde abgelehnt, da ein einziger Bischof in der Schweiz zu mächtig sein müßte. Viele kleine Bistümer in enger Verbindung mit den Kantonsregierungen schienen dem Geheimen Rat das Beste zu sein. Er erklärte sich daher in bezug auf den Umfang des Bistums mit dem von Solothurn und dem Nuntius vorberatenen Projekt einverstanden und nahm dieses als Grundlage für seine Vorschläge. Die Minderheit befürchtete, der Bischofssitz in Pruntrut könnte Erinnerungen an die früher von dort her ausgeübte Landesherrschaft wecken und die größeren Einkünfte des Bischofs würden diesem ermöglichen, den bernischen Oberamtman mit seinem Aufwand in den Schatten zu stellen. Sie glaubte auch vor der Tendenz der katholischen Kirche, Einfluß in die weltlichen Regierungsangelegenheiten zu erlangen oder Widerstand gegen die Regierung zu organisieren, wenn dieser Einfluß nicht zugestanden werde, warnen zu müssen. Durch den Bischofssitz, besorgte sie, würde in Pruntrut eine Art zweite Hauptstadt geschaffen, die der Sammelpunkt unzufriedener Elemente werden könnte.

Die Mehrheit suchte diese Argumente vor allem dadurch zu entkräften, daß sie auf das Alter und den gutmütigen Charakter des Bischofs hinwies. Sie erklärte, der Bischof habe ein Interesse daran, mit der Regierung, in deren Land er residiere, in gutem Einvernehmen zu leben und dies werde seinen Einfluß für die Regierung günstig und nützlich machen. Es wurde dann sogar der politische Lehrsatz aufgestellt, daß Völker, denen man auch nur einen Teil ihrer alten Erinnerungen wiedergebe, dadurch erfreut und zur Zufriedenheit gestimmt würden. Man braucht sich nicht lange zu besinnen, welcher Staatstheoretiker diesen Satz aufgestellt haben könnte, denn Haller übte ja im Geheimen Rat einen sehr großen Einfluß aus. Der ganze Gang dieser Erörterungen und der letzte Satz besonders geben uns übrigens ein Bild von der in Bern geübten umständlichen Art der Beschlußfassung. Keine nüchternen Ueberlegungen, sondern politische Lehrsätze bestimmten das Vorgehen. Aus den ganzen Verhandlungen läßt sich derselbe theoretisierende Ton

heraus hören, der die Erörterungen des Geheimen Rates ständig kennzeichnete und den wir noch weiterhin finden werden.

Das durchschlagende Argument der Mehrheit war dann aber, die Geistlichkeit des Landes müsse in ihrer bisherigen unverdorbenen Strenge des Lebenswandels und der Amtsausübung durch einen eigenen Bischof bewahrt werden, denn sie sei die beste Stütze der Regierung und der sicherste Damm gegen revolutionäre Prinzipien. Außerdem erklärte die Mehrheit, es werde das Ansehen Berns in der Eidgenossenschaft fördern, wenn es die Residenz des geistlichen Oberhauptes einer ziemlich großen Diözese und mehrerer Kantone in seinem Gebiete habe; dies sei eine Auszeichnung für einen reformierten Kanton, die ihm „Superiorität verleihe oder doch die Idee derselben belebe“. Der gute Einfluß auf die Beziehungen zu den katholischen Kantonen der Innerschweiz wurde als vorteilhafte Folge der geplanten Einrichtung noch besonders erwähnt. Hier lag auch gewiß das bernische Hauptinteresse an der Sache. Von einem Bischofssitz in Solothurn fürchtete endlich die Ratsmehrheit unangenehme Scherereien mit der Solothurner Regierung und finanzielle Nachteile, da das Geld für den Aufwand des Bischofs außerhalb des Landes verbraucht würde. Dieses Geld könnte dagegen in Pruntrut einem finanziell schwachen Landesteil zufließen und dessen Wirtschaft beleben. Der Kleine Rat ließ sich von den Argumenten der Mehrheit überzeugen und stimmte ihrem Antrag zu. Darauf überließ er dem Geheimen Rat wieder die Führung der Bistumsgeschäfte.

Am 15. Juni unternahm die bernische Regierung diplomatische Schritte gegenüber Basel, Aargau, Zürich, Solothurn, dem Bischof Neveu und dem Internuntius Cherubini und machte allen den Wunsch Berns nach Herstellung des Bistums Basel mit Sitz in Pruntrut bekannt. Die Tagsatzung, der die Kompetenz dazu durch den Wiener Rezeß erteilt worden war, sollte die Beibehaltung des Bistums Basel aussprechen. Durch den an Cherubini gerichteten Brief nahm Bern zum ersten Mal offiziell Kontakt mit Rom auf³⁵. Cherubini antwortete sogleich, er werde auf der Tagsatzung mit der Berner Gesandtschaft Fühlung

³⁵ 15. 6. 1816 Geh. Rat 5, 253 ff.

nehmen und dann nach Bern kommen. Er betonte, daß nicht nur Gründe des Religionsinteresses, sondern andere „wichtige und schwerwiegende Motive“, die er aber nur mündlich erläutern wolle, erforderten, daß Bern das Bistum zunächst für sich allein errichte und die ganze Dotation übernehme. Diese „andern wichtigen Motive“, die Cherubini im Auge hatte, konnten sich nur auf die politischen Interessen Berns beziehen, die ihm nicht unbekannt waren und die er für seine geistlichen Zwecke auszunützen gedachte³⁶. Er berichtete auch sogleich nach Rom und empfahl das bernische Anliegen³⁷. Zum ersten Mal seit der „angeblichen Reformation“ im Jahre 1523 trete Bern in Verhandlungen mit der Nuntiatur ein und die Gelegenheit zur Anbahnung von Beziehungen dürfe daher um so weniger versäumt werden, als Bern die Nuntiatur auch in letzter Zeit immer mit Auszeichnung behandelt habe und, weil es vor allen andern Kantonen Zutrauen verdiene. Mit dem bernischen Antrag an der Tagsatzung erklärte er sich zwar gar nicht einverstanden, entschuldigte ihn aber damit, daß er in der besten Absicht geschehen sei³⁸. Rom anerkannte nämlich den Wiener Kongreßentscheid über das Bistum Basel nicht und bestritt die Zuständigkeit der Tagsatzung. Bern genoß also in vollem Maße die Gunst Roms, und diese wurde noch verstärkt durch seine Haltung in der St. Galler Klostersache.

Von außen, besonders von Luzern aus betrachtete man die eifrigen Bemühungen Berns nicht besonders freundlich. Diese Bestrebungen waren dem luzernischen Plan eines umfassenden Bistums ganz entgegengesetzt, und man verdächtigte Bern, es beeile sich so, um den nachfolgenden Kantonen in seinem Bistum Bedingungen stellen zu können³⁹. Vor allem aber befremdete das offene Eintreten einer protestantischen Regierung für das Ziel Roms, möglichst viele kleine Bistümer in der Schweiz zu haben. Es lag nahe, römische Einflüsterungen hinter dieser Haltung zu suchen; denn Bern hatte seit fast 300 Jahren keine Berührung mit dem Katholizismus mehr ge-

³⁶ 22. 6. 1816 Diözesanakten I Cherubini — Bern.

³⁷ 22. 6. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816, fasc. 2.

³⁸ 8. 7. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816, fasc. 1.

³⁹ 2. 7. 1816 Meyer v. Sch. — Usteri.

habt, und man sah darin die Ursache seiner Sorglosigkeit. Die Gründe für das Verhalten Berns suchte man aber auch in den politischen Absichten — mit Recht, denn der Geheime Rat und besonders die beiden Schultheißen nahmen ja ziemlich offen, wie wir sahen, die Unterstützung der Kurie in Anspruch. In Luzern und Zürich befürchtete man von einer solchen Haltung Berns eine Ermutigung der Kurie zu weiteren Forderungen und zu einem noch festeren Auftreten derselben gegenüber den andern Ständen⁴⁰.

Während der Tagsatzung besprach sich Cherubini mit dem bernischen Gesandten von Mülinen und empfahl ihm noch einmal die Errichtung des Bischofssitzes im Kanton Bern durch direkte Einwirkung der Regierung. Auf den Bericht Mülinens darüber antwortete der Geheime Rat zustimmend, wies ihn aber an, die Aufnahme von früher nicht zur Diözese Basel gehörenden Gebieten bestimmt abzulehnen, weil sonst die übrigen Stände mißtrauisch werden könnten. Bern wollte seinen durch das Bistum zu gewinnenden Einfluß vorsichtig ausbauen und ihn nicht durch allzu weite Ausdehnung in Frage stellen, denn die ganze Sache war ihm eine Angelegenheit der politischen Einflußnahme⁴¹. Der Internuntius freute sich, in Bern so leicht zum Erfolg zu kommen, und empfahl es in Rom wärmstens. Dem preußischen Gesandten erklärte er, Bern sei besser katholisch als viele katholische Stände⁴². Bei der Beratung über den Fortbestand des Bistums Basel gelang es Luzern, eine Vertagung der Frage auf das nächste Jahr zu erreichen, bis die im Herbst vorgesehene Konferenz die Bistumsangelegenheiten der konstanzer Stände genügend geklärt hätte. Bern, das seinen politischen Bundesgenossen Luzern auf keinen Fall verletzen wollte, fügte sich⁴³. An Mitarbeit mit den andern Ständen dachte es aber keineswegs, und der Gesandte erhielt die Anweisung, Einladungen zur Konferenz in Luzern abzulehnen⁴⁴.

⁴⁰ 11. 7. 1816 Meyer v. Sch. — Usteri.
17. 7. 1816

⁴¹ 12. 7. 1816 StAB, Geh. Rat 5, 344.

⁴² 22. 8. 1816 Bericht Gruners Nr. 25 an seine Regierung.

⁴³ 31. 8. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816, fasc. 2.

⁴⁴ 31. 8. 1816 Instruktion an die Gesandtschaft in Zürich.
Diözesanakten I Geh. Rat 5, 417.

Viel mehr hofften die Berner auf eine Einigung mit Solothurn, wozu eine Konferenz in Fraubrunnen auf Mitte September angesetzt worden war. Solothurn, dem Bern nur den Sitz des Domkapitels überlassen wollte, das aber unbedingt den Bischof in seiner Stadt wünschte, verhielt sich jedoch hartnäckig und die Konferenz ging erfolglos auseinander⁴⁵. Darauf wandte sich der Geheime Rat wieder an den Internuntius, weil er wußte, daß dies auch von Solothurn aus geschehen würde, und bat um Unterstützung seiner Pläne⁴⁶. Dabei betonte er, wie sehr es im Interesse Berns liege, ein altes Bistum wieder herzustellen, da es doch selber immer für die Rechtlichkeit und die Wiederherstellung alter Institutionen eingetreten sei. Der Internuntius solle versichert sein, daß Bern nichts mit den Luzerner Projekten eines Nationalbistums zu tun habe. Nachdem es unmöglich geworden sei, mit Solothurn zu einer Einigung zu gelangen, sei der Geheime Rat bereit, das Bistum auf eigene Kosten für Bern zu übernehmen und die Dotation selber aufzubringen.

Der Internuntius antwortete dem Berner Geheimen Rat rasch: Er legte dar, daß der heilige Vater schon dreimal sich für den Fortbestand des Bistums Basel ausgesprochen habe und anerbote sich von neuem, zu Verhandlungen nach Bern zu kommen. Außerdem erklärte er sich bereit, nach seiner Ablösung in Rom für die Erfüllung der bernischen Wünsche zu arbeiten⁴⁷. Der Geheime Rat legte das Schreiben dem Kleinen Rate vor, um die Erlaubnis zu direkten Verhandlungen zu erhalten. Er hob auch jetzt wieder die Bedeutung des Geschäftes mit vielen Argumenten hervor, wir finden aber hier ein neues, das uns besonders interessiert: Die Verhandlung sei sehr wichtig wegen des sehr weitgreifenden, sonst nirgends bestehenden Vorrechts zur Erwählung der katholischen Pfarrer, welches für die leberbergischen Aemter „vielleicht etwas voreilig“ dem Bischof zugestanden worden sei. Man sah also jetzt auf einmal einen beim Abschluß der Vereinigungsurkunde gemachten Fehler ein. Im Geheimen Rat mußte irgend eine Veränderung ein-

⁴⁵ 4. 9. 1816 Geh. Rat 5, 423.

⁴⁶ 20. 9. 1816 Geh. Rat 5, 462 ff.

⁴⁷ 24. 9. 1816 Diözesanakten I.

getreten sein, denn bis dahin war nie ein derartiges Eingeständnis gemacht worden. Diese Veränderung hatte zur Folge, daß der Kleine Rat beschloß, auf die luzernische Einladung zur zweiten Diözesankonferenz für den Herbst mit einer Zusage zu antworten, da er davon Kenntnis erhalten habe, daß Luzern eine Ablehnung schlecht aufnehmen würde⁴⁸. Mit Luzern wollte man aber in Bern nicht in Streit geraten. Der Rat ließ Luzern mitteilen, er werde eine Gesandtschaft mit der Aufgabe, zuzuhören und Bericht zu erstatten, an die Konferenz abordnen. Der Geheime Rat erhielt darnach den Auftrag, Cherubini diesen Entschluß in vorsichtiger Weise mitzuteilen, damit die Verhandlungen mit ihm nicht beeinträchtigt würden. Er beruhigte Cherubini in einem Brief mit dem Hinweis, daß ja die Möglichkeit von Verhandlungen zwischen ihm und dem bernischen Gesandten in Luzern bestehen bleibe⁴⁹. In der darauf beratenen Instruktion wurde der Gesandte angewiesen, sich an der Diözesankonferenz ganz passiv zu verhalten und dem Nuntius gegenüber vorsichtig zu sein, um nicht den Anschein eines doppelten Spieles zu erwecken⁵⁰. Im Interesse der guten Beziehungen zu Luzern und den übrigen katholischen Ständen wurde also die Zusammenarbeit mit dem Internuntius eingeschränkt.

Die erwähnten Beschlüsse kamen in Bern nicht einhellig zustande. Schultheiß von Wattenwyl war mit der Aenderung der bernischen Politik gar nicht einverstanden und beklagte sich ungehalten bei seinem Kollegen über das inkonsequente Verfahren des Geheimen Rates⁵¹. In Luzern dagegen war man mit der bernischen Zusicherung zufrieden und, obwohl die Gesandtschaft nur zum Zuhören instruiert worden war, zog man dies doch einer gänzlichen Ablehnung vor⁵². Die ganze Veränderung der bernischen Haltung war sehr wahrscheinlich der Erfolg der beiden luzernischen Staatsräte Göldlin und Meyer von Schauensee, die anfangs Oktober an einer in Bern stattfindenden Postkonferenz teilgenommen hatten. Die Spuren ihrer

⁴⁸ 2. 10. 1816 StAB, Kl. Rat 38.

⁴⁹ 5. 10. 1816 Geh. Rat — Cherubini Diözesanakten I.

⁵⁰ 7. 10. 1816 StAB Instruktionenbuch 1.

⁵¹ 10. 10. 1816 Wattenwyl — Mülinen.

⁵² 22. 10. 1816 Meyer v. Sch. — Usteri.

Wirksamkeit sind nicht sehr deutlich, nur über eine Unterredung Meyers mit Wattenwyl haben wir den Bericht des letzteren an Mülinen. Es scheint, daß besonders Mülinen auf die Vorstellungen Meyers eingegangen war und diesen dann zu dem hartnäckigeren Wattenwyl geschickt hatte. Dieser glaubte sich aber in seiner bisherigen Haltung durch alles, was Meyer von Schauensee vorbrachte, noch mehr bestärkt fühlen zu müssen, und hielt es für „unangebracht und unklug“, sich der vorgeschlagenen Vereinigung mit Luzern anzuschließen⁵³. Er behauptete auch in seinem Brief über die beiden Luzerner: „Alle diese Herren sind in Wirklichkeit sehr wenig katholisch und, wenn man näher zusieht, wird man sehen, daß sie die Religion nur für ein nützliches Mittel betrachten, um Einfluß auf das Volk zu haben, aber sie selber glauben nichts“. Daß er selbst zuweilen solche Ansichten vertrat, störte ihn gar nicht, denn als toleranter Protestant fühlte er sich dazu berechtigt; den katholischen und doch liberal denkenden Staatsmännern glaubte er aber dafür Vorwürfe machen zu müssen.

Der Entschluß Berns, den Kontakt mit Luzern nicht abreißen zu lassen, blieb ohne Folgen auf das Verhältnis zu Cherubini. Es gelang diesem jetzt vielmehr, Bern zu einem bindenden Schritt zu bewegen. Am 1. Oktober erbat er sich in einem offiziellen Schreiben an den Amtsschultheißen von Mülinen deutliche Anweisungen, damit er für das bernische Bistum Verhandlungen führen könne. Noch zweimal wandte er sich dann privat und vertraulich an ihn und machte ihn darauf aufmerksam, daß Solothurn im Begriffe sei, durch ein direktes Gesuch beim Papst die Errichtung des Bistums in Solothurn zu erreichen⁵⁴. Es sei unerlässlich, daß Bern ebenfalls direkt an den heiligen Vater gelange. Das Gesuch solle alles enthalten, was in den früheren Schreiben an den Nuntius vom Juni und vom September gestanden habe und besonders das, was über die Dotation gesagt worden sei. Er selber werde es auf sich nehmen, diesen Brief dem heiligen Vater vorzulegen und das Geschäft in Rom zu betreiben. Er wünschte weiterhin, der Altschultheiß

⁵³ 10. 10. 1816 Wattenwyl — Mülinen (Zitat übersetzt)
⁵⁴ 6. 10. 1816 Cherubini — Mülinen StB Nachl. Mülinen 43.
12. 10. 1816

Freudenreich möge die Angelegenheit noch persönlich beim Kardinalstaatssekretär empfehlen, da ihm dieser gewogen sei. Es scheint, daß Cherubini hier auf eine länger bestehende Beziehung hinweisen konnte. Am Schlusse bat er Mülinen, ihm einen zustimmenden Wink zukommen zu lassen, damit er sich einrichten könne, und wünschte außerdem strengste Verschwiegenheit. Cherubini betrieb das Berner Bistumsgeschäft speditiv. Am 19. Oktober empfahl er das bernische Projekt wärmstens bei Consalvi und suchte ihn mit der Begründung gegen Solothurn einzunehmen, daß dieses das Bistum nur um seines Vorteils willen wünsche, Bern aber aus Wohlwollen für seine Untertanen⁵⁵. Unter einer protestantischen Regierung müsse das katholische Volk des Jura den Bischof in der Nähe haben, obwohl zwar zu sagen sei, daß die bernische sehr viel Toleranz zeige. Diese Regierung verdiene Berücksichtigung, da sie die Last der ganzen Dotation übernehmen wolle und aus dem Grund eine solche Zuneigung gegen den Heiligen Stuhl an den Tag lege, weil sie sich Zürich und den andern protestantischen Kantonen entgegenzusetzen bestrebe, die unversöhnliche Feinde des Papstes seien. Cherubini sah also Bern unter römischer Leitung im Kampf gegen Zürich und den Protestantismus. Für ihn war dies eine sehr erfreuliche Aussicht, und er hoffte, damit die Zustimmung Consalvis und des Papstes zu gewinnen.

Mülinen folgte den Anweisungen des Internuntius und erreichte bei der Regierung, daß sie sich direkt an den Papst wendete. Das bernische Schreiben an den heiligen Vater wurde unter dem Datum des 1. November ausgefertigt und Cherubini übergeben, der nach der Ankunft des neuen Nuntius Zeno nach Rom abreiste. Es war ziemlich vorsichtig abgefaßt und begründete eingehend, warum Bern an der Diözesankonferenz teilzunehmen beschlossen habe. Deutlich enthielt es aber den Wunsch nach der Beibehaltung des Bistums Basel mit Sitz in Pruntrut⁵⁶. Cherubini hielt seinen Auftrag nicht verborgen, den man bald in der ganzen übrigen Schweiz kannte. Vielleicht bezweckte er damit, auch die übrigen Stände zu veranlassen, ihre Angelegen-

⁵⁵ 19. 10. 1816 Cherubini — Consalvi BA 1816.

⁵⁶ 1. 11. 1816 Bern — Pius VII. Missivenbuch 7.

heiten dem Papst zur Entscheidung vorzulegen. In dieser Hinsicht hatte er aber jedenfalls keinen Erfolg. Usteri äußerte sich sehr geringschätzig über den „Chargé d'affaires von Arctopolis“ und lehnte eine Teilnahme Berns an der Diözesankonferenz ab, weil es die Entscheidung des Papstes angerufen habe. Meyer von Schauensee, der gehofft hatte, Bern werde nun zuerst die Konferenz besuchen, bevor es sich zu etwas entscheide, wollte die Sache nicht glauben. Er hatte sich aber über die Tragweite des Erfolges seiner Schritte in Bern getäuscht⁵⁷.

Der neue Nuntius Zeno setzte die von Cherubini verfolgte Politik fort und unterstützte weiterhin Bern gegen Solothurn. Da er sich bei den Antrittsbesuchen in seinen Äußerungen sehr zurückhielt, glaubte man, in ihm einen gemäßigeren Vertreter der Kurie erblicken zu können als in dem abgereisten Cherubini. Man hatte sich aber getäuscht. In Rom wurden nun die beiden von Solothurn und Bern eingereichten Gesuche neben dem luzernischen Projekt eingehend geprüft und in ausführlichen Gutachten gegeneinander abgewogen⁵⁸. Am Ende erhielt Bern den Vorrang, damit der Bischof den von Protestanten ringsum eingeschlossenen Katholiken des Jura beistehen könne und um den Anspruch auf die landesherrliche Gewalt des Bischofs nicht fahren zu lassen. Solothurn sollte für sein Gebiet einen Suffraganbischof erhalten und damit zufrieden sein. Die scheinbare Bevorzugung Berns richtete sich in Wahrheit gegen seine Interessen, in Bern aber ahnte man die Ueberlegungen Roms wohl kaum. In den verschiedenen römischen Meinungsäußerungen findet sich eine interessante Stelle: „Die Erfahrung, wenigstens diejenige unserer Tage, beweist, daß die Bischöfe unter den ungläubigen und akatholischen Regierungen freier und unabhängiger sind als unter den katholischen. In der Schweiz ist Luzern, obwohl katholisch, vielleicht schlimmer als Bern und auch Zürich“. Dies zeigt uns, daß das bernische Verhalten auch anderswo geübt wurde, indem andere protestanti-

⁵⁷ 14. 11. 1816 Ust. — M. v. S.

16. 11. 1816 M. v. S. — Ust.

⁵⁸ 15. 12. 1816 BA 1816, fasc. 1.

Voto del Sr. Abate Dumont BA 1817 (undatiert).

16. 1. 1817 Voto del Cardinale Litta BA 1817.

sche Regierungen in Deutschland den Bestrebungen Roms ebenso Vorschub leisteten wie Bern. Der Entschluß der Kurie für das bernische Gesuch war zwar gefaßt, wurde jedoch zunächst nicht bekanntgegeben. Der Nuntius war nämlich mit der Regierung nicht in allen Teilen einverstanden. Der Geheimratssekretär von Fischer hatte ihm erklärt, Bern habe nur den Bischofssitz in seinem Kanton verlangt und fühle sich nicht an Pruntrut gebunden. Der Sitz könne unter Umständen auch in Bern selbst errichtet werden, wo der Kontakt mit der Regierung besser gewährleistet sei. Bern behalte sich auch vor, an der immer noch bevorstehenden Konferenz in Luzern teilzunehmen. Beides gefiel dem Nuntius nicht, und er berichtete schleunigst nach Rom⁵⁹. Bern zeigte also doch immerhin eine gewisse Unabhängigkeit seiner Politik, und diese wurde in der östlichen Schweiz gerne zur Kenntnis genommen. Da auch seit dem 1. November von Bern aus gegenüber dem Nuntius keine Schritte mehr erfolgten, beauftragte dieser, um selber im Hintergrund zu bleiben, den Bischof von Basel damit, die Stimmung und die Absichten der Berner Regierung zu erkunden. Im Laufe des Monats Februar erhielt er ein geheimes und vertrauliches Memoire zugestellt, worin dieser ihm die Lage seines Bistums unterbreitete⁶⁰. Der Bischof hatte von dem Baron von Billieux in Pruntrut, dem einzigen katholischen Mitglied der Berner Regierung gute Berichte über diese erhalten. Als Beleg für die günstige Einstellung des Geheimen Rates diene dabei ein Brief Hallers, in dem dieser sich in den kräftigsten Ausdrücken gegen den aargauischen Plan eines Nationalbistums geäußert hatte. Der Bischof hoffte auf Grund dieses Belegstückes, dieselbe Denkweise auch bei den übrigen Mitgliedern des Geheimen Rates vermuten zu dürfen. Dagegen glaubte er die Aufrichtigkeit der Berner Regierung bezweifeln zu müssen und hielt ihr Angebot, das Bistum allein zu unterhalten, nicht für überzeugend. Bern wolle sich doch nur die gute Stimmung seiner katholischen Untertanen sichern. Nun sehen wir diesen Zweifel auch auf der römischen Seite auftauchen; in Luzern

⁵⁹ 1. 2. 1817 Zeno — Consalvi BA 1817, fasc. 1.

⁶⁰ 6. 2. 1817 Mémoire secret et confidentiel . . . BA 1817.

hatte man die bernischen Bestrebungen schon von Anfang an nicht anders beurteilt. Der Bischof hatte aber keinen Grund, das bernische Anerbieten nicht doch zu begrüßen, und er stimmte der Errichtung des Bistums in Pruntrut zu, schlug aber vor, das Domkapitel nach Solothurn zu verlegen. Der Nuntius äußerte sich zu dem Bericht des Bischofs nicht.

Meyer von Schauensee in Luzern hatte die Hoffnung auch im Frühjahr 1817 noch nicht aufgegeben, auf Bern einwirken zu können, um es doch noch in das Nationalbistum einzureihen. Er bearbeitete den Geheimratsschreiber Fischer, als er in Luzern beim Nuntius war, und erklärte ihm eindringlich, wie sehr Bern den übrigen Ständen schade, indem es Rom das Mittel biete, um die übrigen katholischen Stände in ihren Rechten gegenüber der Kirche zu beeinträchtigen. Damit hoffte er, ihm einen gewissen Eindruck machen zu können, war aber vom Erfolg seiner Worte nicht überzeugt⁶¹. Er begann an der Einsicht der Berner Regierung überhaupt zu zweifeln, die sich, wie ihm schien, von Meinungen beherrschen ließ, statt die Tatsachen ins Auge zu fassen. Nach seiner Meinung gab es „angebrannte Köpfe“ im Geheimen Rat, die immer nur „das Altertümliche suchten“ und glaubten, der Katholizismus ihrer Zeit sei noch derselbe wie derjenige des 13. Jahrhunderts. Etwas später konnte Meyer indessen einen erfreulichen Schritt Berns verzeichnen. Das Sekretariat des Geheimen Rates dementierte in der Gazette de Lausanne öffentlich, daß die Regierung Cherubini einen Verhandlungsauftrag gegeben habe⁶². Sie suchte durch dieses Dementi der Oeffentlichkeit zu zeigen, daß sie doch nicht restlos mit der Kurie einverstanden sei. Sie behauptete allerdings auch, niemals um die Verlegung des Bischofsitzes nach Pruntrut gebeten zu haben, was etwas zu weit ging, denn sie hatte es wirklich getan. Die Veröffentlichung fand ziemlich große Beachtung. Meyer von Schauensee hielt nun den Augenblick für gekommen, um noch einmal in Bern die maßgebenden Personen zu bearbeiten. Er teilte Schultheiß von Mülinen mit, was für unmäßige Ansprüche der neue Nuntius für

⁶¹ 15. 2. 1817 M. v. S. — Ust.

⁶² 8. 3. 1817 M. v. S. — Usteri.

28. 2. 1817 Gazette de Lausanne Nr. 17.

die geistliche Gewalt gemacht habe, und legte ihm dar, wie sehr gerade Bern dazu beitragen könne, die Situation aller Orte zu verbessern⁶³. Dann warnte er, Bern werde, wenn es allein stehe, seine neuen katholischen Angehörigen immer sehr vorsichtig behandeln und alle direkten Konflikte über religiöse Angelegenheiten vermeiden müssen, während eine Verbindung mit andern Kantonen ihm viel mehr Bewegungsfreiheit geben würde. Wenn Bern sich isoliere, so trenne es sich von den katholischen Kantonen, deren politische Unterstützung es brauche, und ebenso von den zwei andern Vororten, während doch gerade diese in Religionsangelegenheiten so gut wie in der übrigen Politik immer übereinstimmen sollten. Meyer sagte auch gleich, daß er aus dem Ton der Publikation Fischers auf ein einsichtiges Verhalten Berns gehofft und darum den Versuch gewagt habe. Er selber könne nicht an die Aufrichtigkeit eines Katholizismus glauben, der „nicht auf der Ueberzeugung, sondern nur auf einer augenblicklichen Meinung“ beruhe. Eine solche aber genüge nicht zum Aufbau einer Institution, die wie ein Bistum Bestand haben sollte. Auch von Zürich aus versuchte man, wie wir sahen, offiziell und privat auf Bern einzuwirken.

Auf diese Veranlassung hin nahm der Geheime Rat nach längerem Unterbruch die Beratungen über das Bistum wieder auf⁶⁴. Die Diözesankommission erstattete Bericht und beantragte, die Verhandlungen mit dem Nuntius wieder anzuknüpfen und ihm das von ihr ausgearbeitete Projekt für das Bistum Basel einzureichen. Nach einer neuen Diskussion über die Zweckmäßigkeit des Bistumssitzes im eigenen Kanton wurde beschlossen, vor allen weiteren Schritten das Resultat der bevorstehenden Luzerner Konferenz abzuwarten. Der nach Luzern abgeordnete Gesandte würde dann die Möglichkeit haben, mit dem Nuntius Rücksprache zu nehmen, um die von Rom etwa erteilten Instruktionen zu erfahren und sich allgemein über den Stand der Dinge zu informieren. Erst nachher wollte man etwas weiteres unternehmen. Man fürchtete nämlich, offizielle

⁶³ 12. 3. 1817 Meyer v. Sch. — Mülinen StB Nachl. Mül. 43.

⁶⁴ 22. 4. 1817 Geh. Rat 5, 370 ff.

Schritte beim Nuntius könnten mit dem neuen Breve für das Kloster St. Gallen, das eben eingetroffen war, in Zusammenhang gebracht werden, was man zu vermeiden trachtete. Bern war vorsichtiger geworden, und es hielt sich nun nach allen Seiten zurück. In der gleichen Sitzung wurde die ablehnende Antwort an Zürich verfaßt⁶⁵. Sie enthielt einige Dinge, die für das bernische Verhalten bezeichnend sind. Im ganzen lautete sie ausweichend und gar nicht so, wie Zürich es gewünscht hätte. Der Rat erklärte, sich jeder Einmischung in die Meinungs-differenzen enthalten zu wollen, die zwischen Luzern und dem Nuntius zum Vorschein gekommen seien. Als Grund dafür wurde die protestantische Religion, der die Regierung zugetan sei, vorgeschützt. Gerade von dieser her hätte aber die bernische Regierung ein Interesse an den Rechten der weltlichen Gewalt in kirchlichen Organisationsfragen haben müssen. Nirgends sonst verwies die Regierung auf ihre protestantische Konfession als gerade in diesem Fall, da sie es zugunsten der Ansprüche des Nuntius tat. Das Schreiben enthielt weiter die Meinung, das Luzerner Projekt sei mit den eidgenössischen Verhältnissen unvereinbar. Da Luzern den Nuntius um seine Meinung gefragt habe, werde es seine Aeüßerungen auch entgegennehmen müssen, und diese seien im übrigen gar nicht so, daß nicht die Differenzen durch Verhandlungen ausgeglichen werden könnten. Bern wolle gerne so viel wie möglich zur Annäherung der verschiedenen Meinungen beitragen, sich aber im übrigen der größten Unparteilichkeit befleißigen. Die Enttäuschung über die Haltung Berns war in Zürich und Luzern nicht gering. Seine Selbstisolierung schien nun doch beschlossene Sache zu sein. Man hoffte jetzt einzig noch, durch Basel und Aargau, mit denen Bern verhandeln mußte, wenn es sein Bistum als das Bistum Basel errichten wollte, einen Einfluß ausüben zu können. Direkt schien nichts mehr zu erreichen zu sein⁶⁶.

Anfangs Mai erhielt der Nuntius die schon länger beschlossenen Instruktionen aus Rom und zwei Breven, je eines an Solothurn und an Bern gerichtet, die die Zuweisung des Bi-

⁶⁵ 22. 4. 1817 Bern — Zürich StAZ, L 97 a.

⁶⁶ 26. 4. 1817 Meyer v. Sch. — Usteri.

schofssitzes an Bern mitteilten. In dem Schreiben an Bern dankte der Papst von neuem für dessen Sorge um die katholische Religion und wünschte, daß es in seiner bisher gezeigten Absicht, die Katholiken zu schützen, weiterfahre. Solothurn dagegen wurde damit getröstet, daß der Heilige Vater immer das Wohl der ganzen Kirche im Auge haben müsse⁶⁷. Die Gegenstände, auf die dem Nuntius besonders achtzugeben befohlen wurde, waren die folgenden: 1. Die vollständige Freiheit der geistlichen Gerichtsbarkeit und die völlig freie Verbindung von Bischof, Klerus und Gläubigen mit dem heiligen Stuhl. Dabei sollte vor allem die letztere angestrebt werden, weil die bernische Regierung sich in sehr viele Dinge einmische, die nicht in ihrer Kompetenz lägen. 2. Die Dotation des Bistums durch die Regierung. 3. Die freie Wahl des Bischofs durch das Kapitel. In dieser Angelegenheit sollte der Nuntius sich nicht etwa einfallen lassen einzuwenden, die Wahl durch das Kapitel sei nicht mehr möglich, nachdem der Bischof die landesherrliche Gewalt nicht mehr besitze. Der heilige Stuhl wünsche die Beibehaltung derselben an allen Orten, wo sie üblich gewesen sei, um dadurch um so leichter den Einfluß der Regierungen auf die Auswahl der Bischöfe auszuschließen. Außerdem würde der Heilige Stuhl, wenn er wegen des Verlustes der weltlichen Herrschaft die Wahl durch das Kapitel aufgäbe, diesen Verlust anerkennen, was nicht seine Absicht sei. 4. Die Erklärung des Wiener Kongresses über die Beibehaltung des im März 1815 bestehenden Zustandes der Religion. Schon jetzt habe die Berner Regierung protestantische Geistliche an vielen Orten, wo sie früher nicht gewesen seien, eingeführt. Dagegen müsse protestiert werden. Der Papst gab dem Nuntius damit sehr schwerwiegende Anweisungen. Von all diesen Dingen, die die Interessen Berns aufs höchste beeinträchtigten, ahnte man aber dort kaum etwas, und man freute sich vielmehr über das der Regierung durch den Papst ausgesprochene Wohlwollen.

Der Nuntius hielt die rasche Beförderung des bernischen Bistumsplanes für wesentlich, um die „bösen Absichten“ der

⁶⁷ 3. 5. 1817 Pius VII. — Bern und Solothurn StAZ, L 97 a.

3. 5. 1817 Consalvi — Zeno BA 1816 (!), fasc. 1.

Luzerner schnell zu vereiteln. Dieses bernische Projekt bildete einen wesentlichen Bestandteil der römischen Pläne, welche das ganze schweizerische Gebiet umfaßten. Vorsichtigerweise hielt sich aber Zeno mit der offenen Begünstigung Berns zurück, da Solothurn und Aargau sich in jeder Weise gegen den Sitz des Bischofs in Pruntrut wehrten. Aus den Aeüßerungen Fischers glaubte er auch entnehmen zu können, daß Bern sich unter Umständen doch bereit zeigen könnte, auf den Bischofsitz zu verzichten, aus Furcht, sonst allein gelassen zu werden. Diese Möglichkeit ließ der Nuntius vorderhand noch offen⁶⁸. Bern wagte nun wirklich nicht mehr, das Bistum für sich allein zu errichten, und mußte darum die Verständigung mit den übrigen Basler Diözesanständen anzustreben suchen. Es kam aber zu keiner Vereinigung.

Auf der Diözesankonferenz in Luzern beschränkte sich der bernische Gesandte ganz auf das Zuhören und unterhielt sich daneben mit dem Nuntius. Die drei Stände Bern, Solothurn und Aargau erhielten von der Konferenz die Einladung, sich ihre endgültige Stellungnahme für oder gegen den Beitritt zum Nationalbistum bis auf die Tagsatzung zu überlegen. Bern ging in der eingeschlagenen Richtung weiter und wünschte erneut von der Tagsatzung, daß sie jetzt der Beibehaltung des Bistums Basel zustimme. Die Regierung erließ ein Kreisschreiben an die Stände und bat um Unterstützung für ihr Gesuch. Damit hatte sie ihre Absichten deutlich klar gemacht. War sie auch bereit, unter Umständen mit Basel, Aargau und Solothurn zusammenzuarbeiten, so wollte sie doch nicht an dem Nationalbistum teilnehmen, das der Nuntius ausdrücklich verworfen hatte.

Trotzdem hegte Meyer von Schauensee für die Tagsatzung noch gute Hoffnung auf eine Einigung der Kantone⁶⁹. Bern schien ihm sich jetzt vorsichtiger gegenüber der römischen Politik zu verhalten als früher, und er erwartete daher, es werde mehr als bisher den Kontakt mit den andern Ständen suchen. Auch Usteri war dasselbe aufgefallen. Die Nachricht, daß im

⁶⁸ 10. 5. 1817 Zeno — Consalvi. BA 1817, fasc. 2.

24. 5. 1817 Zeno — Consalvi

⁶⁹ 28. 6. 1817 M. v. S. — Ust.

Berner Großen Rat der Regierung wegen ihres Verhaltens zum Katholizismus Vorwürfe gemacht worden seien, ließ ihn ebenfalls Zuversicht gewinnen⁷⁰. Die Haltung Berns an der Tagsatzung hatte sich jedoch gegenüber früher nicht verändert. Der Gesandte erklärte, nur zur Beibehaltung des Bistums Basel beitragen zu wollen, und stimmte gegen den Antrag auf Niedersetzung einer Kommission für ein vereinigtes Bistum. Damit war, wie wir sahen, der Plan des Nationalbistums erledigt. Bern seinerseits aber hatte nichts gewonnen. Das unbeschränkte Zutrauen zu Rom hatte es nach und nach aufgegeben, die Hoffnung auf eine eigene Lösung hatte sich jedoch als unhaltbar erwiesen. Die Anerkennung des Bistums Basel durch die Tagsatzung hatte es zwar erreicht, doch eine Verständigung mit Solothurn und Aargau war entfernter als je⁷¹. Die bisher betriebene Politik hatte Bern in eine Sackgasse geführt. Es hatte geglaubt, mit den neuen katholischen Angelegenheiten durch eine überlegene Großzügigkeit rasch fertig zu werden. Dies hatte sich als unmöglich erwiesen, und jetzt nach beinahe zwei Jahren seit der Uebernahme des neuen Landesteils war man noch weit von einer Lösung der Bistumsfrage entfernt.

Der gemeinsame Bistumsplan von Bern und Luzern

In Bern begann man in der Bistumspolitik eine neue Richtung einzuschlagen, nachdem der Mißerfolg der bisherigen Bemühungen offenbar geworden war. Man sah ein, daß die bisher als vorteilhaft erstrebte Residenz des Bischofs im eigenen Land nach den gemachten Erfahrungen gar nicht so sehr zu wünschen war. Die Wirksamkeit des Bischofs von Offenburg aus schien der Regierung schon so groß und unangenehm, daß sie darauf zu verzichten begann, ihn im eigenen Lande residieren zu lassen und so seinen Einfluß noch zu vergrößern. Sie hatte nach und nach eingesehen, daß durch die eigene Unachtsamkeit dieser Einfluß schon an und für sich größer war als in andern katholischen Ländern, weil man beim Abschluß der

⁷⁰ 2. 7. 1817 Ust. — M. v. S.

⁷¹ 19. 8. 1817 M. v. S. — Ust.

Vereinigungsurkunde so großzügig hatte sein wollen. Berns Lage war aber nicht so aussichtslos, wie es nach der Tagsatzung von 1817 aussehen mochte. Ohne daß jemand etwas wußte, hatte sich der bernische Geheime Rat vorgesehen. Schon in der Instruktion der Tagsatzungsgesandtschaft, die er in bezug auf die Bistumsangelegenheit erteilt hatte, war eine neue Möglichkeit, nämlich die Verbindung mit Luzern, vorgesehen⁷². Der Gesandtschaft war die Anweisung erteilt worden, in erster Linie die Beibehaltung des alten Bistums Basel zusammen mit Solothurn, Aargau und Basel anzustreben, falls aber dies nicht erhältlich sein sollte, mit Luzern zu unterhandeln, um es zum Beitritt zum Bistum Basel zu bewegen. Es war sogar noch ein dritter Fall vorgesehen worden: Wenn Basel, Solothurn und Aargau das Bistum ohne Bern errichten wollten, so sollte die Gesandtschaft sich mit Luzern zur Errichtung eines neuen Bistums der zwei Kantone vereinigen. Die Instruktion war zwar durch den Geheimen Rat erteilt worden, wurde jedoch an der Tagsatzung von den bernischen Abgeordneten nicht in allen Teilen befolgt. Sie unternahmen trotz dem Wortlaut der Instruktion keinen offiziellen Schritt gegenüber Luzern, nachdem die Einigung über das Bistum Basel unter den beteiligten Kantonen nicht zustande gekommen war. Dagegen wurden aber wenigstens durch den bernischen Geheimen Rat Diesbach private Besprechungen mit den beiden Luzerner Gesandten geführt, welche auf eine Vereinigung von Bern und Luzern hienzielten⁷³. Die Luzerner, welche sich nach dem Auseinanderfallen der konstanzer Stände in der Gefahr sahen, allein mit den Urkantonen in einem Bistum zu bleiben, was sie auf jeden Fall verhindern wollten, waren sehr gern bereit, auf den bernischen Antrag einzugehen. Die Wünsche und die Situation beider Kantone schienen sogar äußerst vorteilhaft übereinzustimmen.

Die ganze Angelegenheit blieb jedoch zunächst in tiefstem Geheimnis. Noch während der Tagsatzung legte Schultheiß von Wattenwyl dem in Bern weilenden Nuntius den Plan der Ver-

⁷² 4. 7. 1817 Tagsatzungsinstruktion § 25, Instruktionenbuch 1.

⁷³ 7. 8. 1817 Brief von Oberst Göldlin (wrschl. an Schultheiß Amrhyn) StAL 1863.

bindung zwischen Bern und Luzern vor; dieser verhielt sich jedoch ablehnend und bestritt vor allem die Möglichkeit, wie es vorgesehen war, im Kloster St. Urban einen Bischofssitz zu errichten. Das auf dem Lande liegende Kloster, dessen Gebiet auf drei Seiten von Protestanten umgeben sei, könne gar nicht in Frage kommen. In seinem Bericht an Rom bezeichnete er das Projekt als lächerlich⁷⁴. Die ganze Lage der Dinge dagegen schien ihm für Rom vorteilhaft zu sein: Das Bedürfnis nach festen Bistumseinrichtungen sei sehr lebhaft, die Kantone kennen jetzt die Bedingungen, die der heilige Vater stellen müsse, und die Versuche zu gemeinsamem Widerstand seien gescheitert. Nur gebe es leider noch Kantone, die auf den Abschluß des Konkordates mit Deutschland warteten und glaubten, für ihre Bischöfe die gleichen Vorrechte erwarten zu können, wie sie die deutschen besäßen.

Aeußerlich schien Bern vorderhand nichts unternehmen zu wollen. Die vertraulich geführten Gespräche während der Tagsatzung hatten jedoch die Folge, daß der eine Luzerner Gesandte, Pfyffer, in Bern blieb und Verhandlungen mit einem Ausschuß des Geheimen Rates führte. Die Berner, die eingesehen hatten, daß ihre Kenntnisse und Erfahrungen in den Bistumsangelegenheiten viel geringer waren als diejenigen Luzerns, überließen es Pfyffer, einen vorläufigen Entwurf für die Vereinigung von Bern und Luzern auszuarbeiten. Pfyffer übernahm diese Arbeit ohne weiteres. Er wünschte für Luzern die Einbeziehung der Urkanton ein das Bistum, wozu die Berner mit der Begründung zustimmten, eine Isolierung dieser Orte sei in vielen Beziehungen nachteilig.

In Bern dachte man wohl auch an den politischen Einfluß in den Urkantonen, den man auf diese Weise neu zu gewinnen hoffte. Man könnte sogar vermuten, Bern habe absichtlich diesen Vorschlag von Luzern aus machen lassen, um seine politischen Absichten zu tarnen, diese Vermutung läßt sich jedoch nicht belegen. Und doch ist sie nicht ganz von der Hand zu weisen, denn gerade sie kann uns die Erklärung für die plötzliche Schwenkung Berns von Rom zu Luzern geben. Grundlage

⁷⁴ 16. 8. 1817 Zeno — Consalvi BA 1817, fasc. 3.

aller Bernischen Politik war und blieb die „Rechtlichkeit“ und die Wahrung der alten Ansprüche. Man hatte gehofft, mit Rom zusammen gegen Zürich und die neuen Kantone auftreten zu können. Nun hatte aber der vermeintliche Bundesgenosse begonnen, Schwierigkeiten zu verursachen, und innerhalb der Eidgenossenschaft sah Bern sich mit seiner römischen Partnerschaft isoliert. Nun war die Gelegenheit, die Lage zu verändern, eingetreten, und Bern hatte sich dem seit jeher gesinnungsverwandten Luzern zugewendet. Sollte es da nicht daran gedacht haben, sich auch die konservativen Urkantone, nach deren Freundschaft es schon längst immer gestrebt hatte, durch ein Bistum wieder zu verbinden? Das politische Interesse Berns mußte jedenfalls in dieser Richtung liegen.

Bern wünschte für sich gleichen Anteil wie Luzern an den Domherrenstellen und anerbote sich dafür, den gleichen Anteil an die Dotation zu bezahlen, obwohl es nur halb so viel Katholiken umfaßte wie das letztere. Luzern war einverstanden, dagegen machte es auf die Schwierigkeit aufmerksam, in St. Urban, wie es vorgesehen war, einen Bischofssitz zu errichten und schlug seine Hauptstadt vor. Infolge des durch Bern unterstützten Artikels des Bundesvertrages sei es unmöglich, das Kloster aufzuheben, man sei aber bereit, in der Stadt Bern alles Erforderliche für den Sitz des Bistums bereitzustellen.

Es wurde alles unternommen, um die Verhandlungen geheim zu halten. Diese fanden nur zwischen einem Ausschuß des Geheimen Rates und Stadtrat Pfyffer statt. Erst Ende Oktober erhielt der Geheime Rat offiziell Kenntnis davon⁷⁵. Er stimmte dem luzernischen Entwurf in allen Teilen zu. Ausdrücklich begrüßte er, daß der Entwurf nur diejenigen Dinge enthielt, welche das Verhältnis zwischen geistlicher und weltlicher Macht nicht berührten, um die Verhandlungen mit dem Nuntius ja nicht zu erschweren. Dann betonte der Rat, er wünsche daß das Bistum möglichst klein gehalten und nur die Kantone des Bistums Basel sowie die Urkantone und Zug Einladungen zum Beitritt erhalten sollten. Er hielt sich damit an die schon früher von Bern vertretene These, kleine Bistümer seien vorteilhafter

⁷⁵ 20. 10. 1817 Geh. Rat 7, 138.

als große. Für den Geheimen Rat von Bern ging es darum, möglichst viel Einfluß auf die geistliche Administration des neuen Landesteiles für sich zu behalten. Davon abtreten wollte er höchstens an Luzern und an die konservativen Urkantone sowie noch an die Basler Diözesanstände, auf die er Rücksicht nehmen mußte. Die neuen Kantone der Ostschweiz und Zürich jedoch sollten kein Mitbestimmungsrecht besitzen, ganz abgesehen davon, daß Bern vor jeder Bindung mit den „revolutionären“ Ständen zurückschreckte. Diese Orte durften daher auf keinen Fall in den neuen Verband aufgenommen werden. Der Rat ersuchte Luzern um Ausarbeitung eines vollständigen Projektes zu einer Uebereinkunft und behielt sich vor, der Regierung von Basel von den Beratungen Mitteilung zu machen.

Kurz vor dieser Sitzung hatte der neue Internuntius Belli, der nach der Abreise des Nuntius Zeno die Führung der Geschäfte übernommen hatte, in Bern angefragt, wie die Regierung sich nun zur Frage des Bischofssitzes für das Bistum Basel stelle⁷⁶. Selbstverständlich mußte die Berner Regierung einer Antwort ausweichen, weil das Geheimnis der Verhandlungen mit Luzern nicht preisgegeben werden durfte. Schultheiß von Wattenwyl erklärte daher, die Mitglieder des Geheimen Rates befänden sich auf dem Lande, und eine Beratung sei jetzt nicht möglich.

Zu Anfang des Monats November wurden die Regierungen von Aargau und Basel von dem Projekt Berns und Luzerns in Kenntnis gesetzt. Beide begrüßten die Vorlage als den einzig möglichen Weg zu einer Lösung der Bistumsprobleme in der gegenwärtigen Situation, beide erklärten aber ebenso übereinstimmend, sie bedauerten den Ausschluß der östlichen Kantone. Aargau behielt sich daher die Verständigung mit dem Kanton Thurgau vor, Basel wünschte in seiner Erklärung ausdrücklich, daß auch Zürich und Schaffhausen zum Beitritte eingeladen werden sollten. Bern ging aber auf diese Wünsche nicht ein. Aargau, Basel und Solothurn mußte es aufnehmen, wenn es sein Bistum als Bistum Basel errichten wollte, darüber hinaus wünschte es aber gar keine Erweiterung.

⁷⁶ 11. 10. 1817 Belli — Consalvi BA 1817, fasc. 3.

Noch längere Zeit äußerte sich der Internuntius gegenüber Kardinal Consalvi sehr lobend über den Kanton Bern, er sei der einzige protestantische Ort, welcher der Nuntiatur Dienste leisten könne, und er habe sie immer mit der größten Aufmerksamkeit behandelt⁷⁷. Obwohl Bern sich schon ganz von der Unterstützung der Kurie abgewendet hatte, wurde es von dieser trotzdem noch lange Zeit mit besonderer Auszeichnung behandelt. Noch lange hoffte sie, Bern auf diese Weise wieder zurückzubringen. Der Nuntius hielt es gar nicht für nötig, die bernische Regierung in Ungnade fallen zu lassen. Zweifellos war er über alles, was verhandelt wurde, gut informiert; er konnte jedoch ruhig abwarten, bis Bern und Luzern sich offiziell an ihn wenden würden. Rom hatte dem Plan noch große Hindernisse entgegenzusetzen.

In Zürich war man lange ahnungslos geblieben. Erst durch die an Basel gemachten Eröffnungen erfuhr Usteri von der neuen Wendung der Dinge. Umgehend schrieb er an Meyer von Schauensee und wünschte in vorwurfsvollem Tone Aufschluß über die Entwicklung der Angelegenheit⁷⁸. Er war sehr unzufrieden darüber, daß jener ihn nicht ins Vertrauen gezogen hatte, und schrieb ihm vorwurfsvoll, er könne ein Geheimnis gar wohl behalten, wenn Grund dazu vorhanden sei. Meyer von Schauensee antwortete mit einem umfangreichen Brief, in dem er den ganzen Hergang der Vereinigung zwischen Bern und Luzern wiederholte⁷⁹. Er lobte die Einsicht Berns, erkannt zu haben, daß es Unterstützung gegen Rom brauche, nachdem es unvorsichtigerweise beim Abschluß der Vereinigungsurkunde zu weitherzig gewesen sei. Für beide Regierungen habe der Schritt sich aufgedrängt, denn Luzern habe allein und in Gefahr der Isolierung gestanden, Bern habe einerseits einen Bischof, Luzern aber brauche einen solchen, andererseits habe Luzern alle Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, die Bern abgingen. Meyer bedauerte die Beschränkung des Umfangs und betonte, daß Luzern gerne noch den einen oder andern

⁷⁷ 22. 10. 1817 Belli — Consalvi BA 1817, fasc. 3.

⁷⁸ 29. 11. 1817 Ust. — M. v. S.

⁷⁹ 9. 12. 1817 M. v. S. — Ust.

Kanton aufgenommen hätte. Die ganze Sache aber habe bis jetzt geheim gehalten werden müssen, um Umtriebe der Nuntiatur zu vermeiden. Usteri nahm diese Erklärungen zustimmend zur Kenntnis⁸⁰. Der Plan schien ihm sehr günstige Folgen zu versprechen und nun doch wieder auf das ersehnte Nationalbistum hinzustreben. Nur mit der Ausschließung gewisser Kantone, vor allem St. Gallen und Thurgau, erklärte er sich gar nicht einverstanden und vermutete, diese sei zu dem Zwecke geschehen, das Bistum in St. Gallen zu begünstigen und so die Kurie zu versöhnen.

Müller-Friedberg in St. Gallen fühlte sich noch stärker als Usteri betroffen über die neue Entwicklung⁸¹. Die Absonderung St. Gallens auf der katholischen Konferenz der Tagsatzung von 1817 war gegen seinen Willen erfolgt, und nun fürchtete er, der Kanton werde infolge jener Erklärung dauernd allein bleiben. Er war gegen ein nur st. gallisches Bistum, weil er von einem solchen, ebenso wie vom Kloster, eine Benachteiligung der Regierung erwartete. Er setzte daher sogleich einen eigenen Bistumsplan in die Welt: Zürich, Schaffhausen, Aargau, Thurgau und St. Gallen sollten eine eigene Diözese der Ostschweiz in Konkurrenz zum bernischen Bistum bilden. Aargau wurde also von zwei Seiten in Anspruch genommen. Er suchte diesen Kanton dadurch zu gewinnen, daß er ihm voraussagte, er werde Bern und Luzern gegenüber, die ihr Bistum für sich einrichteten, immer in hoffnungslosem Nachteil bleiben. Müller-Friedberg konnte aber diese Vorstöße nur inoffiziell unternehmen. Er hatte infolge der innenpolitischen Verhältnisse keine Aussicht, darüber einen Regierungsbeschluß zustandezubringen, und suchte daher Regierungsrat Fetzter in Aarau zu bewegen, die Initiative zu ergreifen. Die Vorschläge aus St. Gallen wurden jedoch wenig beachtet und hatten keine Folgen. Durch die Tätigkeit Usteris verbreitete sich in den neuen Kantonen der Ostschweiz die feste Gewißheit, daß die Verbindung von Bern und Luzern als ein politisches Bündnis anzusehen sei und daß sie auf der Hut sein

⁸⁰ 14. 12. 1817 Ust. — M. v. S.

⁸¹ 18. 12. 1817 Müller-Fdb. — Usteri.

müßten. Die Notwendigkeit des Zusammenhaltens gegen die drohende Gefahr ging in das Bewußtsein der Regierungen leicht ein, denn von Bern erwartete man grundsätzlich nichts Gutes für die neuen Kantone.

Am 14. Dezember 1817 wurde die Uebereinkunft zwischen Bern und Luzern in einem Vertrag niedergelegt, nachdem die beiden Regierungen ihre Zustimmung und Vollmachten erteilt hatten⁸². Im Berner Kleinen Rat war es zuvor noch einmal zur Diskussion darüber gekommen, ob nicht doch die Stadt Solothurn den Bischofssitz erhalten solle⁸³. Luzern, hieß es, sei doch allzuweit von den katholischen Gebieten Berns und dem übrigen Bistum Basel entfernt. Eine ziemlich große Minderheit vertrat diesen Gedanken. Es hatte auch eine neue Konferenz mit Solothurn auf Veranlassung des Nuntius stattgefunden, an der Bern jedoch nichts zugab, weil die Vereinigung mit Luzern pendent war. Diesmal führten die Gegner Solothurns jedoch ein sehr schwerwiegendes Argument gegen diese Stadt ins Feld: Solothurn bemühe sich nur so sehr um das Bistum, um im bernischen Jura Einfluß zu erhalten und Unruhe erregen zu können, da es die Ablehnung seiner Ansprüche auf die Gebiete des Bistums immer noch nicht verwunden habe. Solothurn hatte nämlich im Jahre 1815 ernsthaft damit gerechnet, auch einen Teil davon zu erhalten. In bezug auf die Behauptung der bernischen Herrschaft im Jura war der Rat sehr empfindlich, und der Antrag der Befürworter Solothurns wurde daher eindeutig abgelehnt. Der Geheime Rat unterließ es nicht, am Schluß seiner Ausführungen vor der Regierung, den Zusammenhang der Angelegenheit mit den eidgenössischen Beziehungen Berns zu betonen. Die politische Bedeutung, welche man der Angelegenheit zumaß, wurde hier keineswegs verschwiegen, doch wurde nicht auf Einzelheiten eingegangen.

Noch bevor der Internuntius die offizielle Mitteilung der Regierungen von Bern und Luzern von ihrer Uebereinkunft erhielt, berichtete er fortlaufend über den Stand der Dinge, und seine Ausführungen wurden immer mehr ablehnend. Er wünsch-

⁸² Kothing, Bistumsverhandlungen S. 124.

⁸³ 2. 12. 1817 Geh. Rat 7, 229 ff.

te, offizielle Verhandlungen über das Projekt hinausschieben zu dürfen, da man in der Schweiz allgemein die Sache für einen politischen Handstreich ansehe, der auf einen Schlag den beiden aristokratischen Orten Bern und Luzern das Uebergewicht gegenüber Zürich und den neuen Kantonen sichern solle, die sehr erbost darüber seien⁸⁴. Allerdings sei zwar ein Schlag gegen Zürich wegen seines heftigen Widerstandes gegen den Katholizismus zu begrüßen, wenn jedoch bald Verhandlungen mit dem Nuntius geführt würden, könnte dieser in den nahe-
liegenden Verdacht kommen, er stecke hinter der ganzen Sache, was er unbedingt vermeiden wolle. Die Nuntiatur suchte hier wie überall, keinen Verdacht politischer Einmischung auf-
kommen zu lassen.

In Zürich war man tatsächlich über das Vorgehen der zwei Kantone aufgebracht. Die Folge aber waren keine Gegenmaßnahmen, sondern eine Fortsetzung des stillen Rückzugs aus der Beteiligung an den Bistumsangelegenheiten. Der Plan eines Bistums in St. Gallen schien bei den dort herrschenden Verhältnissen keine sicheren Aussichten zu besitzen, eine sonstige Vereinigung der östlichen Kantone dagegen völlig zweifelhaft zu sein, so daß die Zürcher Regierung beschloß, abzuwarten und sich später an eines der Bistümer anzuschließen⁸⁵. Nachdem Bern in den Bistumssachen die Initiative an sich gerissen hatte, trat Zürich beiseite. Daß Bern endlich eingesehen hatte, wie sehr ein Nachgeben gegenüber den römischen Ansprüchen nur zu weiteren Forderungen führe, nahm man zwar befriedigt zur Kenntnis, wollte aber mit der Angelegenheit nichts mehr zu tun haben.

Bürgermeister von Wyß betrachtete die ganze Angelegenheit nur vom Standpunkte Berns aus⁸⁶. Er selber hielt Zürich nicht für interessiert und schrieb an Mülinen, man hoffe lediglich, daß nicht das Beispiel Bayerns befolgt werde, dessen Konkordat den Protestantismus schwer benachteiligt habe, da Rom diesen immer mehr bedrohe. Wyß sorgte sich in erster Linie

⁸⁴ 13. 12. 1817 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 3.

20. 12. 1817 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 1.

⁸⁵ 27. 12. 1817 Zürich — Aargau Prot. Kl. Rat.

⁸⁶ 26. 12. 1817 Wyß — Mülinen FA vW. VI, 105.

um das Schicksal des Protestantismus im Gegensatz zu Usteri, der in erster Linie die staatlichen Einrichtungen zu schützen suchte. In seiner Antwort an Wyß beschränkte sich Mülinen ebenfalls auf die konfessionelle Seite der Angelegenheit⁸⁷. Er bezeichnete die früheren Projekte Berns für ein eigenes Bistum sehr offenherzig als unüberlegt und schilderte Wyß die Entstehung des neuen Planes. Mülinen fand, dieser begünstige die Einrichtung eines östlichen Bistums in St. Gallen, dessen Bildung er erwartete. Beide, Wyß und Mülinen, durften im Interesse ihrer guten Beziehungen und ihrer angestrebten Bemühungen, Bern und Zürich zu versöhnen, die möglichen politischen Hintergründe der Vorgänge nicht berühren. Mülinen zeigte sich an der ganzen Angelegenheit in geringem Maße beteiligt und schätzte Zürich glücklich, daß es nur sehr wenig damit zu tun habe. Usteri blieb als einziger Zürcher in der Sache aktiv, und er wurde nicht müde, gegen die bernisch-luzernische Uebereinkunft ins Feld zu ziehen⁸⁸. Luzern schien ihm zwar unschuldig zu sein, aber er erhob gegen Bern den Verdacht eines schwarzen Anschlages auf St. Gallen. Er glaubte, Bern werde die Einsetzung von Abt Pankraz zum Bischof der Ostschweiz fördern, um dagegen vom Nuntius die Zustimmung zu seinen Plänen zu erhalten. Meyer von Schauensee versuchte vergeblich, ihm diese Gedanken auszureden, er blieb hartnäckig dabei und versteifte sich auf die Behauptung, dieser Anschlag bedrohe die Existenz des Kantons St. Gallen und damit diejenige des Bundesstaates und müsse energisch bekämpft werden⁸⁹. In der Ablehnung der römischen Ansprüche blieben beide Staatsmänner gleicher Meinung und besonders Meyer widmete diesem Thema lange Ausführungen. Er betonte Usteri gegenüber, wie wichtig es sei, daß nicht alle Kantone direkt in die Angelegenheit der Bistümer verwickelt seien. Er hoffte, Zürich werde im entscheidenden Moment infolge seines politischen Einflusses die Dinge je nach der Lage zur besten Lösung führen, und wünschte, es werde sich vorläufig noch außerhalb der Dinge

⁸⁷ 28. 12. 1817 Mülinen — Wyß FA vW. VI, 105.

⁸⁸ 29. 12. 1817 Ust. — M. v. S.

9. 1. 1871 Ust. — M. v. S.

⁸⁹ 30. 12. 1817 M. v. S. — Ust.

halten. Meyer dachte bei diesen allgemeinen Ausführungen an die Bistumseinrichtungen der Ostschweiz und hoffte, die Initiative Zürichs werde auch dort alles ins Reine bringen, wenn im Westen die neue Ordnung vorhanden sei. In Zürich aber war man entschlossen, den politischen Einfluß des Kantons nicht mehr auf diese Dinge zu verlegen.

Alle Parteien überzeugten sich nach und nach, daß der Vorstoß Berns für die Errichtung des Bistums in Luzern ein Teil seines Kampfes gegen die Revolution sei. Die ganze Angelegenheit erregte darum großes Aufsehen, weil die politische Lage in Europa sehr gespannt war und in jener Zeit jedermann von Frankreich aus neue revolutionäre Regungen erwartete. Die Lage der Schweiz schien keineswegs gesichert, ihre innere Zerrissenheit ließ Gefahr für ihren Fortbestand befürchten.

Ende Dezember wurde dem Internuntius die bernisch-luzernische Uebereinkunft offiziell vorgelegt. Da Bern mit der Kurie auf weit besserem Fuße stand als Luzern, übernahm Fischer vorwiegend die Führung der Verhandlungen. Das gute Ansehen Berns sollte auch den luzernischen Absichten zum Erfolg verhelfen. Belli ging jedoch nicht auf die Besprechungen des Projektes ein, sondern wies immer wieder darauf hin, daß der Papst dem bernischen Gesuch vom 1. November des Vorjahres entsprochen habe und Bern nun ausführen solle, wozu es die Erlaubnis erbeten habe⁹⁰. Die Einwendung, daß Solothurn Schwierigkeiten gemacht habe, konnte Belli damit entkräften, daß Bern, obwohl Solothurn nachgegeben habe, die vorgesehene zweite Konferenz in Fraubrunnen absichtlich zu keinem Ergebnis habe gelangen lassen wegen seiner Verbindung mit Luzern. Der Internuntius verbarg nicht, daß die Verbindung zwischen Bern und Luzern in Rom gar nicht begrüßt wurde. Er widersprach scharf einer Bemerkung Fischers, daß die landesherrlichen Rechte die Befugnis zur Wahl des Bischofs einschlossen, betonte die Unveränderlichkeit der kirchlichen Rechte, die nicht wie die staatlichen mit den Zeiten sich änderten, und griff Bern mit den eigenen Waffen an, indem er erklärte, Fischers Aeußerungen deckten sich gar nicht mit dem bernischen Bekenntnis

⁹⁰ 3. 1. 1817 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 1.

zur Legitimität. Am folgenden Tage begab sich Schultheiß Rüttimann zum Internuntius. Er erklärte ihm, Bern und Luzern müßten sich von Zürich und den übrigen Kantonen absondern, um die verderblichen Umtriebe in ihnen zu bekämpfen, doch dafür fand er kein Gehör, denn Belli erklärte rundweg, es sei ihm eine heilige Pflicht, nicht in die politischen Verhältnisse der Schweiz einzugreifen. Der weiteren Erklärung Rüttimanns, die Uebereinkunft zwischen Bern und Luzern begünstige die Lösung der Bistumsprobleme der ganzen Schweiz, weil sie ein östliches Bistum mit Sitz in St. Gallen erleichtere, wurde vom Nuntius zwar nicht widersprochen, aber auch nicht zugestimmt. Damit bestätigte sich die Vermutung Usteris, daß Bern und Luzern ein Bistum St. Gallen begünstigen wollten. Belli verhielt sich auf der ganzen Linie ablehnend und stellte in Aussicht, er werde, falls das Projekt ungebührliche Zugeständnisse der Kirche verlange, dieses ohne ein einziges Begleitwort nach Rom senden, was das Mißfallen seiner Heiligkeit aufs höchste steigern würde, da sie den bernischen Gesinnungswechsel gar nicht gern gesehen habe. Die Haltung des Internuntius ließ große Schwierigkeiten in den Verhandlungen mit Rom voraussehen. Die Regierungen blieben aber zunächst zuversichtlich. In Rom war man wirklich mit Bern höchst unzufrieden, hoffte aber, es handle sich nur um einen Seitensprung. Der Internuntius erhielt die Weisung, alles zu unternehmen, um Bern von Luzern zu trennen. In Zürich fühlte sich Bürgermeister Wyß jetzt trotz der offiziell desinteressierten Haltung der Regierung doch noch zu einem allerdings erfolglosen privaten Vorstoß in Bern veranlaßt, jedoch nur auf einen äußern Anlaß hin⁹¹. Regierungsrat Reding von Aarau, ein naher Freund Usteris, hatte ihn gebeten, durch seine Beziehungen auf Bern einzuwirken, um vielleicht den Beitritt Thurgaus sowie Zürichs und Schaffhausens zu Bern und Luzern noch zu ermöglichen. Aargau selber wünschte nur mit Thurgau zusammen in das Bistum einzutreten, und auch Solothurn schien erst beitreten zu wollen, wenn Aargau vorausgegangen wäre. Basel allein hatte bisher den Beitritt zur Uebereinkunft erklärt. Solothurn

⁹¹ 6. 1. 1818 Wyß — Mülinen FA vW. VI, 105.

arbeitete an seinen eigenen Plänen weiter und suchte sich in der Verbindung mit Freiburg eine Hintertüre offen zu halten, um der allfälligen Isolierung zu entgehen. Das Verhalten der Urkantone gegenüber dem neuen Bistum war noch ungewiß. Bern sandte seinen Ratsherrn Stürler in die Innerschweiz, um diese zum Anschluß an die Uebereinkunft zu bewegen⁹². Da man sich bewußt war, daß die Bistumsverhandlungen mit den Urkantonen immer auf Forderungen nach finanzieller Bevorzugung hinausliefen, weshalb niemand sie in seinem Bistumsverband haben wollte, wurde Stürler zum voraus ermächtigt, Zugeständnisse in dieser Hinsicht zu machen. Man wies ihn aber an, mit finanziellen Zusicherungen vorsichtig umzugehen, da die allgemeinen politischen und religiösen Verhältnisse diesen Ständen an und für sich genügende Gründe zum Beitritt böten. Die Vertreter der drei Waldstätte und von Zug versammelten sich zu einer Konferenz in Gersau, wurden aber in der Frage des Anschlusses nicht einig. Schwyz und Nidwalden wünschten ein besonderes Bistum in Einsiedeln, die übrigen wollten in dasjenige von Bern und Luzern eintreten. Trotz der ergangenen freundlichen Einladungen beschloß außer Basel kein weiterer Kanton den Beitritt zur Uebereinkunft.

Unterdessen entstanden für Bern Schwierigkeiten im eigenen Lande. Seitdem die Berner Regierung den Bischofssitz in Pruntrut aufgegeben und Luzern dafür als Ort gewählt hatte, war der Bischof ganz gegen Bern eingestellt und unterstützte Solothurn nach allen Kräften⁹³. Er plante sogar, die gesamte katholische Bevölkerung des Berner Jura zu einer Protestaktion gegen die Beschlüsse der Regierung aufzufordern, was ihm von dieser sehr übel genommen wurde. Die Aktion kam jedoch nicht zustande, und Bern ließ sich nicht von seinem eingeschlagenen Weg abbringen. Die durch den Bischof unterstützten Solothurner wandten sich immer wieder an den Internuntius, er möge doch ihre Pläne fördern. Für diesen galt aber immer noch die Instruktion, den Bischofssitz in Pruntrut an-

⁹² 8. 1. 1818 Geh. Rat 7, 299 ff.

⁹³ 8. 1. 1818 Geh. Rat — Basel, Geh. Rat 7, 296.

zustreben, und er verteidigte sogar Bern gegen ihre Anklagen⁹⁴. An Pruntrut hielt die Nuntiatur gegenüber Solothurn wie gegenüber Bern fest. Belli machte der solothurnischen Gesandtschaft aber doch einige Hoffnungen auf eine Aenderung der Instruktion, da der Bischof nun Solothurn zu seinem Sitz wünsche und Bern diesen nur aus politischen Gründen nicht mehr in Pruntrut haben wolle. Der Internuntius blieb sehr zuversichtlich in bezug auf die Pläne Roms und teilte dem Kardinalstaatssekretär mit, es sei zu erwarten, daß man in Luzern bald einsehen werde, wie unrecht es gewesen sei, Bern von seinen guten Absichten abzubringen. Er glaubte sogar die baldige Auflösung der ganzen Konvention voraussagen zu können, da die Urkantone den Eintritt bestimmt verweigern würden. Mit dieser Voraussage hatte er sich aber, weniger zwar in bezug auf die Urkantone als auf Bern und Luzern, getäuscht.

Bern griff jetzt zu diplomatischen Mitteln und bemühte sich, bei England und Preußen Unterstützung durch deren Gesandtschaften in Rom zu erhalten⁹⁵. Die für beide Staaten gleichlautende Note betonte die von Bern immer geübte Toleranz und gründete darauf den allgemeinen Anspruch, auch von der Seite der katholischen Kirche Rücksichten zugestanden zu erhalten. Bern erklärte, diese Diözesangeschäfte seien deshalb so bedeutend, weil es sich darum handle, die gute Stimmung in einem für die schweizerische Neutralität sehr wichtigen Gebiete aufrechtzuerhalten. Damit hoffte man die Anrufung von fremden Mächten genügend zu begründen. Es stellte sich in der Folge heraus, daß England nicht in der Lage war, Bern zu unterstützen, da es in Rom keine Gesandtschaft unterhielt. Preußen aber erklärte sich zur diplomatischen Hilfe bereit, weil es ja die Interessen des Protestantismus überall zu wahren suchte. Der preußische Gesandte Gruner, den wir schon kennen, erhielt den Auftrag, näher über die kirchlichen Zustände in der Schweiz Bericht zu erstatten. Gruner empfahl darauf hin die bernische Pläne warm und erklärte, solange Bern ein eigenes Bistum zu errichten gesucht habe, sei er ein Gegner

⁹⁴ 10. 1. 1818 Belli — Consalvi BA 1818.

⁹⁵ 15. 1. 1818 Geh. Rat 7, 306 ff.

dieses Planes gewesen, heute betreibe aber Bern eine Absicht, die für das ganze Land wohlthätig sei und eine Quelle des Haders und der Unruhe verstopfen werde, die darin bestehe, daß politische und religiöse Gegensätze in der Schweiz sich vermengt hätten⁹⁶. Die Vereinigung des größten reformierten Standes mit dem katholischen Vororte schien Gruner die ganze Spaltung aufheben zu können.

Die Nuntiaturs war aber daneben auch nicht müßig. Belli versuchte immer wieder, die bernischen Abgeordneten zum Rücktritt von der Uebereinkunft zu bewegen oder doch wenigstens ihnen die „falschen Grundsätze“ Luzerns deutlich zu machen und ihre Anschauungen in seinem Sinn zu beeinflussen. Als er aber einsah, daß er damit und mit all seinen andern Versuchen, das Vorhaben von Bern und Luzern zu verhindern, keinen Erfolg hatte, begann er, zuerst unter der Hand, später aber offen den Vertretern dieser Orte zu erklären, sie sollten sich mit den übrigen Ständen vereinigen und durch eine Deputation in Rom die ganze Angelegenheit der Bistümer auf einmal zu erledigen suchen⁹⁷. Dem Kardinal Consalvi gestand er, es sei ihm nicht möglich, Bern von Luzern zu trennen, darum werde er die beiden Regierungen direkt nach Rom verweisen. Er bat Consalvi zu beachten, daß Bern seine Grundabsicht niemals offen zugeben werde, aus politischen Gründen den Bischof von seinem Lande fernzuhalten, weil dieser die bernische Herrschaft keineswegs liebe und dies schon öfters deutlich gezeigt habe. Belli versicherte dem Kardinal, beide Regierungen hätten ihm versprochen, eine Abordnung nach Rom zu schicken. Er war überzeugt, daß Consalvi in der ersten Konferenz mit dieser Deputation alles für die Kirche erreichen werde, was er selber nicht durchsetzen konnte.

Die Regierungen von Bern und Luzern gingen auf die Anregung des Nuntius ein und beschlossen die Absendung einer Gesandtschaft nach Rom, bestehend aus dem Luzerner Schultheißen Rüttimann und dem Berner Geheimratsschreiber Fi-

⁹⁶ 30. 1. 1818 Bericht Gruners Nr. 4 an seine Regierung.
Pieth, Gruner S. 92.

⁹⁷ 7. 2. 1818 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 1.

scher. Man hoffte, in Rom durch direkte Verhandlungen mit dem Kardinalstaatssekretär rasch zum Ziele zu kommen. Jeder Ort erließ ein Schreiben an den Papst, worin in sehr zuvorkommenden Ausdrücken um geneigte Behandlung der vorgebrachten Wünsche gebeten wurde. Bern vergaß nicht, sein Bestreben nach Wiederherstellung der alten Zustände ins rechte Licht zu setzen. Auch die Beziehung Freudenreichs zum Kardinalstaatssekretär wurde wieder ausgenützt, und jener legte die Wünsche Berns und Luzerns in einem ausführlichen Schreiben dar⁹⁸. Er empfahl Bern wegen seiner Toleranz, da es als erster protestantischer Ort den katholischen Gottesdienst in seinem Gebiete zugelassen habe. Ueber die Gleichheit der Interessen von Bern und Luzern führte er aus, die aristokratische Beschaffenheit ihrer Verfassungen lasse beide Kantone die Notwendigkeit einer engen Verbindung zwischen geistlichen und weltlichen Behörden fühlen. Noch nie so wie heute seien enge Beziehungen zwischen geistlicher und weltlicher Macht ein wesentliches Erfordernis zur Erhaltung von Religion, guten Sitten und öffentlicher Ordnung gewesen. Hier legte Freudenreich eine für Bern typische Einstellung an den Tag: Die Kirche sollte zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung mitwirken, dies wurde als ihre Aufgabe in einem aristokratischen Staatswesen angesehen.

Die Gesandtschaft reiste anfangs März nach Rom ab. Hinter ihr her schickte Belli seinem Vorgesetzten noch letzte Informationen⁹⁹. Um die geplante Trennung der beiden Kantone rasch herbeizuführen, empfahl er, sich an Bern zu halten. Dieses sei an und für sich nachgiebiger und leicht auf den bessern Pfad zu bringen, der Staatsrat von Luzern biete dagegen das größere Hindernis. Auch der luzernische Gesandte Rüttimann wäre leicht zu gewinnen, doch sei seine geringe Festigkeit in der ganzen Schweiz bekannt und, wenn er seine Gesinnung ändere, so seien bloß Verwicklungen und Verleumdungen zu erwarten. Der Angriffspunkt sei daher beim bernischen Gesandten zu suchen. Belli beschäftigte sich zuversichtlich bereits mit

⁹⁸ 2. 3. 1818 Freudenreich — Consalvi BA 1818.

⁹⁹ 3. 3. 1818 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 1.

der nach der Trennung Berns von Luzern entstehenden Lage. Die östlichen Kantone wollte er dem neu zu errichtenden Bistum St. Gallen anschließen und Luzern den Urkantonen. Auch die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen als Voraussetzung für das Bistum nahm er als sicher an.

Die Verhandlungen in Rom kamen nur langsam in Gang, da der Gesandtschaft immer neue Schwierigkeiten gemacht wurden. Den Trennungsversuchen der päpstlichen Unterhändler setzten Bern und Luzern eine unerschütterliche Einigkeit gegenüber. Nur in einer Beziehung stimmten die beiden Regierungen nicht ganz überein. Luzern hielt es für angemessen, nach der eidgenössischen Bedeutung der Angelegenheit dem Mitvororte Zürich offizielle Mitteilung von dem begonnenen Unternehmen zu machen, Bern aber lehnte dies ab, da die Angelegenheit keine gemeineidgenössische sei. Vielleicht befürchtete man unangenehme Rückfragen Zürichs; wahrscheinlich aber überwog auch hier das Bewußtsein einer besondern und gegen die Bemühungen der übrigen Orte sich abhebenden Unternehmung¹⁰⁰.

Der Bischof von Basel sah als einziger keine politischen Absichten Berns¹⁰¹. Ihm ging es lediglich um seine Bistum und um seine Konfession. Mochte Bern noch so viele Zugeständnisse an den Katholizismus machen, so war es eben doch protestantisch und in Verbindung mit einer abtrünnigen Regierung wie derjenigen von Luzern doppelt zu fürchten. Er war überzeugt, daß Bern und Luzern, weil die Vororte der Eidgenossenschaft gleiche Interessen haben mußten, auch von Zürich unterstützt würden. Ein langes Schriftstück, das der Bischof dem Internuntius unterbreitete, beschrieb die drohende Gefahr näher. Zu einem weiteren Male bewies er die Perfidie der Berner Regierung mit den von ihr vorgenommenen Aenderungen an der Vereinigungsurkunde und so, wie damals Zürich dazu den Anstoß gegeben hatte, glaubte er auch jetzt, diesen Ort hinter Bern stehen zu sehen. Er begnügte sich aber nicht damit, sondern er griff auch die Rechtmäßigkeit der Ver-

¹⁰⁰ 6. 3. 1818 Luzern — Bern. StAL 1863.

10. 3. 1818 Bern — Luzern

¹⁰¹ 9. 3. 1818 Mémoire confidentiel . . . BA 1818.

einigungsurkunde selber an. Für das Bistum sah er als die einzig angemessene Lösung die Erhebung von Solothurn zum Bischofssitz an.

Solothurn hatte daher seine Bemühungen mit Unterstützung des Bischofs fortgesetzt und veröffentlichte im März den Plan eines eigenen Bistums, für das es in Konkurrenz zu Bern und Luzern ebenfalls Einladungen zum Beitritt erließ¹⁰². Basel erklärte darauf, es habe sich schon gegenüber Bern gebunden, halte aber den solothurnischen Plan für vorteilhafter. Aargau schwankte lange, aber immer noch ohne einen Beschluß zu fassen. Die neuen Kantone scheuten vor der Koalition Berns und Luzerns mehr als je zurück; nicht weniger als am Anfang witterten sie politische Absichten. Um diesen nicht zu unterliegen, schlossen sie sich lieber Solothurn und damit gegen ihre konfessionellen Absichten der Nuntiatur an. Aargau und Thurgau erklärten offiziell ihren Beitritt zu dem Plan Solothurns. Für Bern war dieser Zusammenschluß ein schwerer Schlag; nun ergab sich ihm die Aussicht, mit Luzern isoliert zu bleiben; dies aber mußte die Errichtung eines Bistums Basel in Luzern erschweren, da Solothurn ebensoviele Ansprüche auf diesen Namen machen konnte.

Usteri schrieb die ganze Schuld dafür Bern zu¹⁰³. Nachdem Bern die übrigen Kantone von sich aus in zwei Klassen eingeteilt habe, von denen es die eine von vornherein aus dem Bistumsverband ausgeschlossen und der anderen kein Mitspracherecht eingeräumt habe, habe es nichts anderes erwarten dürfen. In Bern hatte man jedoch mit dem Alleinbleiben gerechnet, und die beiden Orte setzten ihre Bemühungen unbekümmert fort trotz der Widerstände, auf die die Gesandtschaft in Rom stieß. Meyer von Schauensee beklagte sich bei Usteri sehr über das Vorgehen Aargaus und Thurgaus, die nun zusammen mit Solothurn sich bestrebten, die Unterhandlungen Berns und Luzerns in Rom zu durchkreuzen. Besonders Aargau klagte er der politischen Absichten an. Für Meyer persönlich stand die konfessionelle Zielsetzung durchaus im Vorder-

¹⁰² Kothing, Bistumsverhandlungen S. 139 ff.

¹⁰³ 1. 4. 1818 Ust. — M. v. S.

grund aller seiner Bemühungen¹⁰⁴. Er konnte es nicht leiden, hinter allen Vorgängen politische Absichten entdecken zu müssen. Er hatte nie von dem sogenannten höhern Zweck der Verbindung Berns und Luzerns gesprochen, wie besonders die Berner, dann aber auch Rüttimann es allzu offen getan hatten. — Seine Absicht war nur die Zusammenfassung aller Kräfte, um den wachsenden Einfluß der Kurie in der Schweiz zurückzudrängen. Wenn er behauptete, trug- und absichtslos sich bemüht zu haben, die kirchlichen Angelegenheiten der Schweiz so zu regeln, daß ihre alten Rechte bewahrt würden, so können wir ihm dies ruhig glauben.

Im April 1818 tauchte in der Schweiz das Gerücht auf, der Papst werde erneut die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen verlangen, diesmal unter Androhung der Exkommunikation¹⁰⁵. Es ist möglich, daß dieses Gerücht von der Nuntiaturs ausging; denn wir sehen in dem letztzitierten Bericht des Internuntius, daß dieser mit der Wiederherstellung rechnete. Usteri konnte das zu erwartende neue Breve natürlich leicht mit dem „schwarzen Anschlag“ in Verbindung bringen, den er schon von jeher hinter der Vereinigung Berns mit Luzern zu sehen glaubte. In dem Verdacht, daß Bern in dieser Sache mit dem Nuntius unter einer Decke stecke, behielt er jedoch nicht recht; es bestand kein geheimes Uebereinkommen, und ebensowenig erfolgte auch der befürchtete neue Vorstoß des Papstes. Usteri hatte schon im Laufe des Winters, sobald er sich den Text der Uebereinkunft zwischen Bern und Luzern hatte verschaffen können, diesen zum großen Aerger der beteiligten Regierungen publiziert. Jetzt aber ließ er es nicht mehr dabei bewenden, sondern er veröffentlichte in der Allgemeinen Zeitung einen polemischen Artikel, in dem er sehr scharf gegen das Unternehmen der beiden Orte loszog¹⁰⁶. Er erklärte, dieses Vorgehen, das die östlichen Stände einfach ausschließe, habe überall Mißtrauen erregt, wollte jedoch nicht näher darauf eingehen. Oeffentlich Bern und Luzern der poli-

¹⁰⁴ 4. 4. 1818 M. v. S. — Ust.

¹⁰⁵ 16. 4. 1818 Müller-Fdb. — Usteri.

¹⁰⁶ 10. 4. 1818 Allgemeine Zeitung 1818, Beilage Nr. 46.

tischen Absichten zu bezichtigen, konnte Usteri sich doch nicht leisten. Er begnügte sich darum mit einer Anspielung. Meyer von Schauensee beklagte sich sofort über den Artikel und schrieb ihm, er hoffe, Zürich werde nicht auch noch dem Plane Solothurns beitreten. Die vaterländischen Gesinnungen seiner Regierung müßten es einsehen lassen, daß in den Plänen Solothurns und Aargaus das Kirchliche nur eine untergeordnete Rolle spiele und andere Absichten dominierten¹⁰⁷.

Sogar gegenüber seinem langjährigen Freunde ließ Usteri nun alle Rücksicht fallen und antwortete ihm ziemlich grob, er wundere sich, warum Meyer sich überhaupt darum interessiere, an welches Bistum Zürich sich anschließen werde. Zürich sei doch in luzernischen Augen eine Null und darum auch bisher als Null behandelt worden¹⁰⁸. Zürich werde sich für seine paar Schäfchen schon eine Türe offen zu halten wissen. Im Grunde sprach er damit das aus, was die Zürcher Regierung seit dem Bekanntwerden der Verhandlungen zwischen Bern und Luzern als Prinzip befolgt hatte, nämlich vorderhand ihr politisches Gewicht nicht in Bistumssachen einzusetzen, sondern zu warten, um sich später irgendwo anzuschließen. Usteri gab jedoch bewußt seinem Brief eine recht scharfe Form und äußerte sogar die Absicht, den Verkehr mit Meyer abubrechen. Dieser war nun seinerseits empört über die Aeüßerungen Usteris und bestritt energisch, je geringschätzig über Zürich gedacht zu haben¹⁰⁹. Trotz dieser vorübergehenden Erhitzung blieb aber die Freundschaft erhalten. Usteri lenkte ein, ohne zwar seine Meinung über die schlimmen Absichten Berns aufzugeben, und der Briefwechsel setzte sich nach einer kürzeren Unterbrechung fort.

Ueber die Gesinnung des bernischen Schultheißen von Wattenwyl in dieser Zeit gibt uns ein interessanter Brief Aufschluß¹¹⁰. Hinter allen Schwierigkeiten, die sich der bernischen Politik entgegenstellten, konnte er nur das Werk der liberalen

¹⁰⁷ 12. 4. 1818 M. v. S. — Ust.

¹⁰⁸ 12. 4. 1818 Usteri — Meyer v. Sch.

¹⁰⁹ 18. 4. 1818 Meyer v. Sch. — Usteri.

¹¹⁰ 12. 4. 1818 Wattenwyl — Amrhyn StAL 1863.

Bewegung sehen. Der Umstand, daß Solothurn gegen Bern agitierte und den Beitritt Aargaus und Thurgaus erreicht hatte, bewies ihm sogleich, daß in dessen Regierung eine revolutionäre Richtung die Oberhand habe. Andererseits stellte er fest, daß die im Verborgenen wirkende revolutionäre Partei gegen Bern und Luzern arbeite, und schloß daraus, daß „die große Absicht einer innigen Verbindung zwischen Bern und Luzern mit dem Zwecke, in religiöser und politischer Beziehung Ordnung und Ruhe in der Schweiz fest zu sichern“ auf einer „notwendigen Ueberlegung“ beruhe. Wattenwyl sprach damit die bernischen Absichten klar aus und, obwohl er die religiöse Beziehung vor der politischen nannte, besteht kein Zweifel darüber, was ihm wichtiger war. Die Besorgnis vor liberalen Anschlägen bestimmte seine ganzen Ueberlegungen auch auf kirchlichem Gebiete. Sogar der Nuntius schien ihm mit den Revolutionären in enger Verbindung zu stehen. Dies schien ihm genügend, um auf seine moralische Verworfenheit schließen zu können, und er erkundigte sich in Luzern, ob es nicht unter Umständen möglich wäre, ihn mit Geld zu beeinflussen. Denn „Beharrlichkeit und Festigkeit“, meinte er, genügten gegenüber einer solchen Gegnerschaft nicht, es müsse auch „alle mögliche Gewandtheit“ eingesetzt werden.

Eng im Zusammenhang mit den Bemühungen um die neuen Bistumseinrichtungen stand der Ende April erfolgende Aufruhr in Nidwalden, welcher in der ganzen Schweiz Aufsehen erregte¹¹¹. Auf der jährlichen Landsgemeinde entstand kurz nach der Eröffnung ein Tumult, vor welchem sich die Regierung nach Stans zurückzog. Sie forderte Luzern und den Vorort Bern zum eidgenössischen Aufsehen auf, worauf die luzernische Regierung sofort Truppen nach Stans schickte, die aber weder Unruhe noch irgend einen Widerstand vorfanden. Die Ursache des Tumults war die Abneigung gewisser Kreise gegen die Absicht der Regierung, dem bernischen Bistum beizutreten. Im Nidwaldner Volk bestand seit alten Zeiten, besonders aber seit 1799 und 1814 ein großes Mißtrauen gegenüber jeglichem, was von außerhalb des Gebietes der Urkantone

¹¹¹ nach Oechsli II, S. 558 ff.

stammte, und so wurde auch das sogenannte „Berner Bistum“ leicht ein Gegenstand der Ablehnung. Auch hier zeigte sich das Auftreten einer politischen Absicht in den Bistumsangelegenheiten; man wollte nicht in Abhängigkeit von andern Kantonen geraten, doch lassen sich politische und konfessionelle Bestrebungen in den Urkantonen nie ganz auseinanderhalten. Eine Eingabe an den Landrat forderte die offene Behandlung der Sache auf der Tagsatzung. Die Urheber der Eingabe waren zweifellos gewillt, ihre Forderungen wenn nötig mit Gewalt durchzusetzen, der Tumult brach jedoch in der geladenen Atmosphäre schon los, bevor die Petition zur Sprache kam, und da nun gar keine Beschlüsse zustande gekommen waren, beruhigte man sich schnell wieder. Es gibt Anzeichen dafür, daß auch von außen ein Einfluß auf die Geschehnisse zu nehmen versucht worden war. Abt Pankraz hatte sich längere Zeit in den Urkantonen aufgehalten und dem Kardinalstaatssekretär ein längeres Memorandum über die dortigen Zustände eingereicht¹¹². Bezeichnenderweise sagte er darin, es sei notwendig, in kirchlichen Angelegenheiten das Volk, welches der wirkliche Souverän sei, allein unter Beiseitesetzung der Regierung entscheiden zu lassen. Zweifellos hatte er diese Meinung auch in den Urkantonen zu verbreiten gesucht und stand zum mindesten ideell hinter dem Anschlag. Es stellte sich nachher auch heraus, daß die Aufrührer in Nidwalden von Schwyz aus Unterstützung erwarteten, die dann aber nicht eintraf. Ob die Nuntiatur an den Bewegungen beteiligt war, wie von allen Seiten behauptet wurde, läßt sich nicht leicht feststellen. In seinen Berichten an Consalvi bestritt der Internuntius jede direkte Beteiligung, nur indirekt habe er das Vorgehen der Regierungen von Bern und Luzern getadelt¹¹³. Mit dem Ziel der Unruhestifter, den Beitritt Nidwaldens zu verhindern, war er aber auf alle Fälle einverstanden. Nach seinem Bericht hatte ihn der Landammann, welcher den Tumult voraussah, um Hilfe und um seine Anwesenheit gebeten. Belli, der sich nicht zu weit einlassen wollte, hatte aber Krankheit vorgeschützt und dem Landammann ge-

¹¹² 14. 3. 1818 Abt Pankraz — Consalvi BA 1818.

¹¹³ 2. 5. 1818 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 1.

raten, dem Volke vorzuschlagen, das ganze Geschäft solle in die Hände des Nuntius gelegt werden. Belli konnte, nach diesem Bericht zu schließen, wohl kaum auf die Unruhen hingearbeitet haben. Seine Berichte waren nur für den Kardinalstaatssekretär bestimmt, und diesem brauchte er ja nichts zu verschweigen.

In Zürich nahm man lebhaften Anteil an den Vorgängen. Man hielt sich vor allem über das rasche Vorgehen Luzerns auf, hinter dem man längere Vorbereitungen und den Zweck einer politischen Kraftdemonstration vermutete. Die Annahme erwies sich als richtig, daß das Eingreifen der luzernischen Regierung schon länger vorbereitet gewesen und daß auf der Luzerner Landschaft Unruhe befürchtet worden war. Usteri tadelte die Aktion gegenüber Meyer von Schauensee. Auch die zürcherische Regierung, die offizielle Mitteilung von den Vorfällen erhalten hatte, erklärte in einem Schreiben, das Eingreifen Luzerns wäre nicht so dringend gewesen¹¹⁴. An eine Beteiligung mit Truppen dachte sie überhaupt nicht, und Usteri verhinderte sogar die von Reinhard geplante Entsendung eines Delegierten zur Beobachtung. Usteri war der Meinung, daß man besonders in den demokratischen Kantonen mit militärischem Einschreiten vorsichtig sein sollte, da man sonst riskiere, das ohnehin geringe Zutrauen zum neuen Bund und seinen Militäreinrichtungen gänzlich zu verderben, wenn jene nur zur Bekämpfung von geringfügigen Unruhen, wie sie auf jeder Landsgemeinde auftreten könnten, verwendet würden¹¹⁵. Er fand, es sei nicht die Aufgabe der Militäreinrichtungen, unwürdige und schwache Regierungen aufrecht zu erhalten. Meyer von Schauensee begründete dagegen ausführlich die Notwendigkeit des luzernischen Eingreifens¹¹⁶. In umständlicher Weise stellte er die Zustände in den Urkantonen und die mit der Revolution eingetretenen Veränderungen dar. Die Stellung der regierenden Familien hielt er für sehr erschüttert, anderseits sei die Aktivität und der Einfluß der Geistlichkeit

¹¹⁴ 7. 5. 1818 Zürich — Luzern Prot. Staatsrat.

¹¹⁵ 2. 5. 1818 Usteri — Meyer v. Sch.

¹¹⁶ 9. 5. 1818 Meyer v. Sch. — Usteri.

stark angestiegen. Diese nütze die Abneigung gegen die Eidgenossenschaft aus, welche immer noch stark sei und die dazu geführt habe, daß der Bundesvertrag in Schwyz nie der Landsgemeinde zur Sanktion vorgelegt worden und in Nidwalden mit Waffengewalt eingeführt worden sei. Usteri stimmte dieser Argumentation zu und anerkannte auch, daß das schnelle Eingreifen weitere Unruhen in der Innerschweiz auf einmal habe verhindern können, ebenso wie es in St. Gallen deprimierend auf die dortigen Klosterfreunde gewirkt habe; im ganzen aber distanzierte er sich dennoch von dem Vorgehen Luzerns¹¹⁷.

Er kannte die Ansicht Wattenwyls nicht; diese hätte ihn gewiß sehr erbittert, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre¹¹⁸. Jener schrieb nämlich bei Anlaß der Nidwaldner Unruhen in einem Brief: „In der Schweiz wird das feste Zusammenhalten von Bern und Luzern gewiß zum großen Frommen der guten Partei dienen und eine wichtige Burg für Ordnungsliebende sein“. Da nicht die revolutionäre Partei, sondern die konservativen, von Bern zu Bundesgenossen gewünschten Nidwaldner die Unruhe erzeugt hatten, mußte er sich aber damit begnügen, Luzern und Bern allgemein als den Hort der Ordnung in der Schweiz zu bezeichnen; ein Ausfall gegen seine liberalen Gegner war hier nicht am Platze.

In Bern war sich immerhin der Amtsschultheiß von Mülinen der Situation bewußt geblieben und hatte erkannt, daß Bern leicht in den Verdacht geraten konnte, durch ein starkes Truppenaufgebot für Nidwalden seine Interessen in der Diözesangelegenheit fördern zu wollen¹¹⁹. Er ließ daher die bernischen Truppen trotz der Aufforderung Luzerns nur bis in diese Stadt vorrücken. Aus demselben Grunde wehrte er sich aber auch energisch gegen jede Verdächtigung Berns und suchte noch bei der Eröffnung der Tagsatzung seine Haltung zu rechtfertigen. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde die Nidwaldner Angelegenheit wieder vergessen.

¹¹⁷ 10. 5. 1818 Usteri — Meyer v. Sch.

¹¹⁸ 28. 4. 1818 Wattenwyl — Amrhyn StAL 1863.

¹¹⁹ 28. 4. 1818 Mülinen — Wyß FA vW. VI, 105.
von Wyß, Leben... II, S. 393.

Usteri arbeitete weiterhin gegen den von ihm erwarteten Versuch einer Bistumserrichtung in St. Gallen auf römischen Anstoß hin. Um einem solchen Versuch zuvorzukommen, empfahl er Müller-Friedberg dringend, den Beitritt zum Bistum von Solothurn anzustreben. Aber wie auch schon früher Müller-Friedberg von St. Gallen aus nichts hatte zum Anschluß an Aargau unternehmen können, weil sein Einfluß hiezu nicht ausreichte, so mußte er auch jetzt Usteri bitten, eine Einladung durch die Aargauer Regierung zu veranlassen¹²⁰. Die Bemühungen Usteris waren zwar erfolglos, doch blieb auch der von ihm erneut befürchtete Vorstoß der Kurie für ein Bistum St. Gallen aus.

Ein anderes Unternehmen Roms wurde jedoch ausgeführt, dort nämlich, wo kein Widerstand, sondern nur allseitige Unterwerfung zu erwarten zu sein schien. Während die Verhandlungen in Rom noch weitergingen und ohne Mitteilung an die dortige schweizerische Gesandtschaft, richtete der Papst ein Breve an den Abt von Einsiedeln, in dem er ihn zum Bischof der Urkantone und sein Kloster zum Sitz eines Bistums erhob. Ganz von sich aus und aus innern Gründen des Klosters lehnte der Abt jedoch ab. Zunächst blieb aber ungewiß, wer nachgeben würde. Die Regierungen von Bern und Luzern mußten diesen Vorstoß als einen hinterlistigen Schlag gegen ihre Bemühungen betrachten und waren sehr empört. Die Verhandlungen in Rom waren aber ohnehin nahe daran abgebrochen zu werden. Die Gesandten hatten zwar die prinzipielle Zustimmung des Papstes zur Errichtung eines gemeinsamen Bistums erhalten, jedoch an der Frage der Bischofswahl scheiterte die Verständigung, da Rom keinen Schritt nachgab. Die zuerst gemachte Konzession blieb damit illusorisch, denn die Vertreter der Kurie konnten von vornherein wissen, daß Luzern in der Frage der Befugnisse der weltlichen Macht nicht nachgeben würde. Bern wäre für sich bereit gewesen, in diesen Dingen Zugeständnisse zu machen, um nur das Bistum zu erhalten, es blieb aber fest an der Seite Luzerns¹²¹. In Bern wie in Luzern

¹²⁰ 14. 5. 1818 Müller-Fdb. — Usteri.

¹²¹ nach Fleiner, Bischofswahl S. 35—51.

begann man mit der baldigen Rückkehr der Gesandten aus Rom zu rechnen. Von der Bekanntgabe der näheren Umstände dieser Rückkehr versprach man sich wenigstens einigen Erfolg in der Öffentlichkeit, weil die Schuld für den Abbruch der Verhandlungen den Forderungen Roms zur Last gelegt werden konnte, und man erwartete ein allgemeines Aufsehen über den Ausgang der Besprechungen auch im Ausland.

Bern und Luzern bekamen den Widerstand Roms auch noch einmal im Innern des Landes zu spüren. Im Berner Jura suchte der Bischof den Huldigungseid der Geistlichen gegenüber der Regierung zu verhindern, und in Luzern verband sich ein Teil der Geistlichkeit mit den unzufriedenen Häuptionern der 1814 gestürzten Mediationsregierung. Zu offenen Aktionen kam es jedoch nirgends. Wattenwyl ärgerte sich über den in Rom eingetretenen Mißerfolg¹²². Nun schien ihm sicher zu sein, daß die Kurie Hand in Hand mit der revolutionären Partei der Schweiz gehe. Aber voll Schadenfreude wartete er darauf, daß die Solothurner die Verhandlungen mit Rom aufnehmen würden und hoffte, es möchte ihnen gleich schlecht ergehen. Fischer äußerte sich in ähnlichem Sinne. Er schrieb an Mülinen, es sei nötig, alle Unruheherde in der Schweiz auszumerzen, denn man wisse nicht, wann Bern seine Kräfte brauchen werde, aber es sei notwendig, sie bereitzuhalten. Die Erwartung einer bevorstehenden Umwälzung war wegen der Vorgänge in Frankreich damals schon verbreitet¹²³. Er betonte deutlich, daß der Kampf gegen die Revolution ihm das wichtigste Anliegen war. Der Vereinigung Berns mit Luzern verdankten nach seiner Meinung die bernischen Landschaften und vor allem der Jura ihre Sicherheit gegen „hinterlistige Feinde“. Dem Papst sollte die Möglichkeit verwehrt werden, in diesen anvertrauten Gebieten Mißtrauen zu stiften. Auch Fischer stellte eine nahe Beziehung zwischen der Kurie und den befürchteten revolutionären Umtrieben war. Mehr als je beherrschte die Furcht vor politischen Umwälzungen die Ueberlegungen der bernischen Regierung. Im Berner Kleinen Rat waren die

¹²² 14. 6. 1818 Wattenwyl — Amrhyn StAL 1863.

¹²³ 17. 6. 1818 Fischer — Mülinen StB Nachl. Mül. 43.

Meinungen über den nach der Rückkehr der Gesandtschaft aus Rom einzuschlagenden Weg geteilt, und es kam zu ziemlich heftigen Diskussionen. Nach dem Bericht Gruners war es vor allem Schultheiß von Mülinen, der immer noch die Verbindung mit Solothurn suchte und diejenige mit Luzern auflösen wollte. Gruner führte diese Absicht darauf zurück, daß Mülinen seit der Verheiratung einer seiner Töchter mit Bürgermeister Wyß um jeden Preis eine Annäherung an Zürich suchte¹²⁴. Schultheiß von Wattenwyl setzte jedoch seine gegenteiligen Absichten durch, und Bern behielt den bisher eingehaltenen Kurs an der Seite Luzerns bei.

Die Nuntiatur glaubte dagegen noch immer, Bern auf einen andern Weg bringen zu können. Durch sein nachgiebiges Wesen hatte es sich die Sympathien Roms erhalten, obwohl infolge der Hartnäckigkeit Luzerns keine Zugeständnisse gemacht worden waren. Belli schloß auch aus Briefen Hallers und eines weiteren ungenannten Berners, daß mit Bern doch noch etwas angefangen werden könne. Beide Briefe äußerten sich nämlich gegen die Verbindung mit Luzern, welches „unter dem Mantel des bernischen Protestantismus die neuen Lehren des Philosophismus hege“, und Haller erklärte noch besonders, wie sehr er vergeblich versucht habe, andere Beschlüsse durchzusetzen¹²⁵. Während der Tagsatzung befand sich Belli in Bern und führte bei der Gelegenheit ein langes Gespräch mit Haller. Dieser unterstützte den Internuntius in jeder Beziehung¹²⁶. Auch von den Gesprächen mit andern bernischen Magistraten erhielt Belli den Eindruck, Bern sei für Rom noch nicht verloren.

Bei Meyer von Schauensee in Luzern dagegen setzten sich jetzt die Anschauungen Usteris durch, die dieser lange vergeblich ihm beizubringen versucht hatte¹²⁷. Er führte nun das Mißlingen der ganzen Sache auf die zwischen Bern und Luzern vereinbarte Ausschließung der östlichen Stände zurück. Damit

¹²⁴ 17. 9.1818 Pieth, Gruner S. 106.

¹²⁵ 27. 6. 1818 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 3.

¹²⁶ 4. 9. 1818 Belli — Consalvi BA 1818, fasc. 3.

¹²⁷ 12. 7. 1818 Meyer von Schauensee — Amrhyn StAL 1863.

habe Rom die Möglichkeit erhalten, erfolgreich die Ansprüche Luzerns zu bekämpfen und daneben die Aussicht auf eine günstige Einrichtung für die übrigen Stände nicht zu verlieren. Die Nuntiatur habe nur durch die Uneinigkeit ein so großes Uebergewicht erhalten. Als wichtigste Maßnahme betrachtete er jetzt, Bern dahin zu bringen, daß es einem umfassenden Bistum zustimme. Es gelang aber Meyer nicht, seinen neuen Ideen Wirkung zu verschaffen. In Luzern hörte man nicht auf ihn, und auf der Tagsatzung fand er bei den Gesandten der Orte überhaupt nur noch wenig Interesse an der ganzen Sache. Meyer von Schauensee, dem auch jetzt immer noch das konfessionelle Interesse zuvorderst lag und der keine Zeit versäumt sehen wollte, sah sich getäuscht in der Erwartung, Bereitschaft zu einem neuen Versuch des Nationalbistums zu finden. Gegenüber Usteri äußerte er, es liege an den übrigen Ständen, um den Beitritt zu Bern und Luzern nachzusuchen, nachdem alle erkannt hätten, daß nur Vereinigung Erfolg bringen könne¹²⁸. Usteri seinerseits aber behauptete, Bern und Luzern hätten sich abgesondert und müßten den Weg zurück zu den andern selber einschlagen¹²⁹. Im ganzen war die Uebereinstimmung der Meinungen zwischen den beiden Männern wieder hergestellt, doch hatte sie keine Wirkung mehr.

Im Laufe des Septembers befaßte sich der Berner Kleine Rat mit der entstandenen Situation¹³⁰. Der Vortrag des Geheimen Rates verrät uns eine bemerkenswerte Wandlung gegenüber der bisherigen Haltung. Er beschäftigte sich in ganz sachlicher Weise nur mit dem Verhältnis zu Rom, der Notwendigkeit fester und gut geordneter kirchlicher Einrichtungen und den eingetretenen Schwierigkeiten. Gegenüber den Ansprüchen der Kurie wurde eine ziemliche Zurückhaltung gezeigt, und der Geheime Rat suchte sogar ihre Beweggründe zu verstehen. An der Verbindung mit Luzern hielt er fest, doch von jetzt an finden wir keine Ausführungen mehr über die politische Bedeutung dieser Verbindung. Kein Wort wurde

¹²⁸ 30. 8. 1818 Meyer v. Sch. — Usteri.

¹²⁹ 21. 9. 1818 Usteri — Meyer v. Sch.

¹³⁰ 18. 9. 1818 Geh. Rat 8, 224 ff.

mehr gesagt über die Erhaltung der Ordnung in der Schweiz und ähnliche Dinge. Man hatte begriffen, daß die Verständigung mit Rom allzu schwere Probleme bot, um damit noch politische Ziele zu verfolgen. Die Anstände mit dem Bischof und der Geistlichkeit hatten gezeigt, daß das Verhältnis zwischen weltlicher Regierung und geistlicher Gewalt nun endlich einmal geregelt werden mußte.

Die letzten Verhandlungen in Rom kurz vor dem Abschluß waren durch Notenwechsel geführt worden, und auf diese Weise wurden sie nach der Rückkehr der Gesandten weitergeführt. Das Interesse an den Bistumseinrichtungen war aber in Bern und den andern Orten stark abgeflaut, nachdem es durch keine politischen Spekulationen mehr belebt wurde.

Schluss

Die Verhandlungen um die Bistumseinrichtungen in der deutschen Schweiz zogen sich noch sehr lange hinaus¹. Den ersten Schritt zu einer definitiven Lösung bildete die Einigung zwischen Bern, Luzern, Aargau und Solothurn im Langenthaler Vertrag vom März 1820. Die Regierungen hatten eingesehen, daß es nicht weiter anging, ihre Interessen gegeneinander auszuspielen. Bern und Luzern gaben den Widerstand gegen Solothurn als Bistumssitz auf. Damit war endlich die Grundlage für eine Organisation des Bistums Basel geschaffen. In den folgenden Verhandlungen mit dem Nuntius verzichtete Bern auf das Recht der Domherrenwahl. Dadurch wurde der hauptsächlichste Streitgegenstand in der Auseinandersetzung mit Rom beseitigt. Im Jahre 1827 wurde endlich ein Konkordat mit dem Internuntius über die Organisation des Bistums Basel abgeschlossen. Die bernische Regierung ratifizierte dieses ohne weiteres. Im Vortrag des Geheimen Rates herrschte auch jetzt eine früher ganz ungewohnte Sachlichkeit. Man sieht deutlich, daß Bern nun seine Erfahrungen mit dem Katholizismus gemacht hatte. Nur noch die eine Absicht, die katholischen Kirchenverhältnisse endlich zu ordnen, herrschte ohne Verknüpfung mit andern Plänen vor. Im folgenden Jahre wurde nach Erneuerung des Langenthaler Vertrages und nachdem sich die beteiligten Kantone das Genehmigungsrecht für die Erlasse des Bischofs und das Aufsichtsrecht über die Priesterseminarien gegenseitig garantiert hatten, das Bistum durch den Papst offiziell neu eingerichtet. Im Jahre 1829 trat Aargau, das sich noch fern gehalten hatte, bei, ebenso Thurgau und Basel. Nur Zürich blieb abseits.

Die konstanzer Diözesanstände mit Ausnahme von Luzern waren 1819 nach dem Tode des Apostolischen Vikars Göld-

¹ nach Oechsli II, S. 561 ff.

lin der provisorischen Verwaltung des Bischofs von Chur unterstellt worden. Zürich hatte sich geweigert, den Bischof von Chur anzuerkennen, und gehörte von da an keinem Diözesanverband mehr an. Den katholischen Pfarrern ihres Gebietes verbot die Zürcher Regierung, Weisungen von Chur entgegenzunehmen. Damit hatte sie auch für die katholische Kirche die Unterstellung unter den Staat vorgenommen. Bei der geringen Zahl der Zürcher Katholiken konnte sie sich das leisten, was andernorts zu den schwersten Konflikten hätte führen müssen; immerhin war die Maßnahme auch hier nur als Provisorium gedacht. Dieser provisorische Zustand dauerte jedoch sehr lange. Ein eidgenössisches politisches Interesse an den konfessionellen Fragen, das einst Zürich bewegt hatte, bestand schon längst nicht mehr, seit Bern die Vermengung politischer Absichten mit seinen kirchlichen Bestrebungen aufgegeben hatte. Auch jetzt noch bemühte man sich aber in Zürich, Gegenstände, die Streit zwischen den Konfessionen hervorrufen konnten, möglichst von der Tagsatzung fernzuhalten.

In Bern hatten zwei Ereignissé die Wendung zu der neuen Haltung bewirkt. In der Nachbarstadt Freiburg war im Herbst 1818 nach längerer Auseinandersetzung die Berufung der Jesuiten zur Leitung der Schulen in der Stadt erfolgt. Der Nuntius hatte dies schon längst als ein wichtiges Mittel zur Vergrößerung des römischen Einflusses in Aussicht genommen, und nun hatte sich eine starke Partei gefunden, die die Einsetzung der Jesuiten verlangte. Es gelang ihr zunächst nicht, eine Mehrheit zu erringen, der Ausgang des sehr heftig geführten Streites blieb in der Schwebe und spaltete die ganze Stadt. Schließlich kam aber durch die Ueberrumpelung der Mehrheit in einer Feriensitzung des Staatsrates der Beschluß doch knapp zustande und wurde auch vom Großen Rat angenommen. Die unterlegene Partei der Räte fügte sich jedoch nicht ohne weiteres, und es waren Unruhen in der Stadt zu befürchten. Von Bern aus verfolgte man die Entwicklung mit großer Besorgnis, die Nachbarschaft des Ordens erschien unheimlich, und man fürchtete, wenn die Jesuiten erst einmal in Freiburg säßen, so würden sie bald auch in Solothurn und Luzern sein.

Schon bevor der Ausgang im Großen Rat entschieden worden war, sandte daher Schultheiß von Wattenwyl den Ratsherrn von Fellenberg nach Freiburg, um von dem Vorhaben abzuraten. Als dies nichts nützte, regte Wattenwyl eine offizielle Abmachung des Vorortes an und erreichte die Zustimmung des Geheimen Rates. Am Abend vor der entscheidenden Großrats-sitzung in Freiburg ging das Schreiben ab und wurde am andern Morgen im dortigen Rate verlesen. Es hatte jedoch keine Wirkung. Nachdem in der Stadt die Ruhe nicht wiederkehrte, wandte sich Bern an die Mitvororte Zürich und Luzern, um mit ihnen zusammen in der Angelegenheit noch einmal einzuschreiten und den Streit beizulegen. Beide Orte lehnten jedoch eine Einmischung mit der Begründung ab, daß der Bundesvertrag keine Handhabe zum Eingreifen biete. Damit mußte sich die Berner Regierung zufrieden geben. Das Gefühl einer Bedrohung des Protestantismus war aber geweckt worden.

In den Beratungen des Geheimen Rates hatte Professor Haller sich immer wieder gegen ein Einschreiten in Freiburg gewehrt. Seinen Prinzipien getreu war er für die Einführung der Jesuiten. Dies verzieh man ihm nun nicht mehr so leicht. Er machte aber das Maß erst voll mit seinem Uebertritt zum Katholizismus. Man hatte ihm allerlei zugetraut, und seine Sympathien zum Katholizismus waren bekannt. Als aber im Frühjahr 1821 die Zeitungen Gerüchte über seine Konversion verbreiteten und die Tatsache allmählich feststand, erhob sich eine gewaltige Entrüstung in Bern. Nun fühlte sich das protestantische Bewußtsein der Berner doch zu innerst angegriffen. Die Reaktion der Regierung wurde erst ausgelöst durch das Gesuch Hallers um Entlassung von den Aemtern und um Beibehaltung seines Sitzes im Großen Rat. Er begründete diesen Wunsch damit, daß die katholischen Untertanen Berns an einem Beispiel sehen sollten, daß der Katholizismus in ihrem Kanton kein Verbrechen mehr sei. Er spekulierte darauf, daß die Berner Regierung wieder einmal aus Sorge um die gute Stimmung im neuen Kantonsteil ein Zugeständnis machen werde. Damit hatte er sich aber getäuscht. Der Kleine Rat und die Sechzehnerkommission beantragten die Verweigerung der Entlassung

und verlangten die Entsetzung von den Aemtern, sowie den Ausschluß aus dem Großen Rat ohne Wiederwählbarkeit². Als Begründung diente der Umstand, daß Haller durch die Konversion den Standeseid, der den Schutz der Landeskirche umfaßte, verletzt habe. Gleichzeitig stellte der Rat noch den Antrag, Maßnahmen zur Verhinderung weiterer Konversionen vorbereiten zu lassen. Der Standeseid sollte Zusätze erhalten, die zur Anzeige einer allfälligen Konversion verpflichteten und nach denen jeder geheime Eid dem Standeseide weichen sollte. Als besonders gefährliche Bedrohung des Protestantismus betrachtete man den Umstand, daß die katholische Kirche Haller erlaubt hatte, öffentlich als Glied einer reformierten Regierung aufzutreten, um seine Tätigkeit wirksamer zu gestalten. Trotz der einstimmigen Entrüstung, die die Sache erregte, ergab sich aber eine Spaltung in Bern, denn Haller fand Verteidiger seiner Handlungsweise. Zum Protest verließ sein Vetter Albert Emanuel Haller seinen Sitz im Kleinen Rat. Mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses setzte sich aber Schultheiß von Wattenwyl gegen Haller ein³. Er war entschlossen, seine Aemter niederzulegen, falls der Große Rat den vorgeschlagenen Maßnahmen nicht zustimmen sollte. Anfangs Juni fiel die Entscheidung: Der Große Rat erklärte Haller aller seiner Aemter und des Sitzes im Großen Rat für enthoben und für nicht wiederwählbar.

Die reformierte Eidgenossenschaft verfolgte die Vorgänge mit großem Interesse und begrüßte die strengen Maßnahmen. Auf katholischer Seite dagegen beklagte man sich über diese Unduldsamkeit Berns. Meyer von Schauensee verteidigte die gute Gesinnung Hallers energisch gegenüber Usteri⁴. Nach den ersten Gerüchten hatte ihm zwar geschienen, als ob Haller politische Rücksichten mit seinem Uebertritt verbinde, und dagegen hatte er Mißtrauen gezeigt. Nach der Lektüre von Hallers Brief an seine Familie glaubte Meyer aber fest an dessen wirk-

² 7. 5. 1821 Manual des Kl. Rates 56.
11. 6. 1821

³ Fischer, Wattenwyl S. 445 ff.

⁴ 22. 5. 1821 Meyer v. Sch. — Usteri.

liche katholische Ueberzeugung. Usteri gefiel der neue konfessionelle Eifer Berns nicht⁵. Nach seiner Meinung hätte die Berner Regierung schon längst mit guten Gründen gegen Haller vorgehen können, aber immer habe man ihn als einen verlorenen Sohn betrachtet und darauf gehofft, seine Tätigkeit könnte Bern doch noch Vorteile bringen. Usteri mißfielen alle aus konfessionellem Eifer entspringenden Maßnahmen in Bern wie an andern Orten.

Man ließ Haller in Bern jetzt viel leichter fallen, nachdem die Hoffnungen auf die Restauration des alten bernischen Staates endgültig dahingeschwunden waren. Von der Partei, die Bern hinter sich hatte scharen wollen, war nicht mehr viel übrig geblieben. Die Urkantone hatten sich nicht in das bernische Bistum einfügen lassen und waren noch weniger geneigt, Berns Politik zu folgen. Freiburg hatte sich von Bern getrennt, Solothurn schien unter dem Einfluß Aargaus zu stehen, nur Luzern hielt noch fest zu Bern. Zwischen revolutionären Umtrieben und ultramontanen Bestrebungen sah es sich fast allein. In diesem Moment war Bern nicht mehr gehindert, sich zu seiner protestantischen Konfession zu bekennen und entsprechend zu handeln. Es hatte die Rücksicht auf die protestantischen Interessen beiseite gestellt gehabt, um ungehindert seine Restitutionspläne zu verfolgen. Nachdem diese gescheitert waren, konnte Bern zu seinen früheren protestantischen Grundsätzen zurückkehren. Zürich hatte im Gegensatz dazu nie Ursache gehabt, von seiner konfessionellen Haltung abzuweichen.

Wir sahen, daß konfessionelle Ueberlegungen in der ersten Zeit der Restauration noch ein mitwirkendes Element in der eidgenössischen Politik Zürichs und Berns waren, obwohl sie zwar als ein solches immer erst in zweiter Linie in Erscheinung traten. Das gespannte Verhältniß der beiden Orte zueinander haben diese Ueberlegungen zwar nicht bestimmt, aber doch gekennzeichnet. Nach 1830 ergab sich eine neue Bindung zwischen Zürich und Bern aus der gemeinsamen Stellung heraus, die sie als liberale Kantone gegenüber den konservativen einnahmen. Damit war ihre Rivalität für die Zeit bis 1848 wieder durch

⁵ 18. 5. 1821 Usteri — Meyer v. Sch.

ein verbindendes Interesse aufgehoben. Das protestantische Bewußtsein, welches wir nun wieder an beiden Orten in Erscheinung treten sehen, nährte sich jetzt mehr als früher hauptsächlich aus dem Gegensatz zum Katholizismus und wurde zum Helfer der herrschenden liberalen Ideenwelt. Es gelang den liberalen Kräften leicht, vor allem durch den sogenannten Jesuitenschreck, den Protestantismus auch für die entscheidende Auseinandersetzung im Sonderbundskrieg zu gewinnen, so daß dieser weitgehend als ein Kampf der Konfessionen angesehen wurde.

Die Auseinandersetzungen in den Bistumsfragen nehmen in dem allgemeinen Stabilisierungsprozeß innerhalb der Eidgenossenschaft nach 1815 eine besondere Stellung ein. Der Aufbau der Bundesorganisation und der Militäreinrichtungen führte nur in geringem Maße zu wesentlichen Differenzen zwischen den Kantonen, diese verlegten sich fast gänzlich auf das Gebiet der Bistumsangelegenheiten. Hier aber spielte sich die letzte Episode wirklich selbständiger Politik der eidgenössischen Orte ab. Die Auseinandersetzungen wurden in der nachfolgenden Zeit viel weniger durch die Kantone als innerhalb der Kantone ausgetragen, und die in der Uebergangszeit von 1813—1815 selbständig gewordene Politik der Orte begann allmählich eine kantonale, dem größeren Ganzen angepaßte Form anzunehmen. Die Streitigkeiten, welche zum Sonderbundskrieg und zur Gründung des Bundesstaates führten, fanden schon weitgehend innerhalb eines unbestrittenen Ganzen zwischen zwei Parteien statt, deren ideeller Führung die Kantone sich unterordneten. Auf diese Weise läßt sich die behandelte Episode in den Ablauf der Entwicklung einfügen.

Lebenslauf

Ich, Christian Kind von Chur, wurde am 16. Juli 1927 in Löhningen, Kt. Schaffhausen, geboren. Nach dem Besuch der Primar- und Sekundarschule in den Jahren 1934—40 absolvierte ich die Kantonsschule Schaffhausen, an der ich im Herbst 1946 die Maturitätsprüfung bestand. In den Jahren 1947—51 studierte ich in Zürich und Florenz Geschichte, sowie lateinische Sprache und Literatur und bestand am 8./9. Juni 1951 die Diplomprüfung für das höhere Lehramt und das Doktorexamen.

